Die Frauen im Leben und Werk Lord Byron's.

Die Frauen im Leben und Werk Lord Byron's.

◆ ◆ ◆

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde einer hohen Philosophischen Fakultät der Universität zu München.

Vorgelegt von

Irma Fischer.

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit will den Platz, den die Frau im Leben und Werk Lord Byron's eingenommen hat, fester umziehen. Allein ein Mann wie Byron, der von Natur und Gesellschaft so begünstigt worden war, dem Zeit seines Lebens die schönsten und begabtesten Frauen seiner Umgebung anhingen, kann aus persönlicher Erfahrung sich äußern über die vielgestaltigen Typen, die es ihn als Künstler darzustellen drängt. An Reichtum und Verwöhntheit in Frauenliebe steht ihm vielleicht nur Goethe zur Seite. Sie beide brauchen als Anstoß zur Dichtung mehr das Erlebnis als z. B. Schiller, Shelley, die von dem Gedanklichen ausgehen; sagt doch Byron von sich selbst zu Medwin: „Ich kann nur über etwas schreiben, was ich gesehen habe“. Aus diesem Grunde sind seine ersten Erzählungen orientalisch, aus diesem Grunde studiert er Chillon genau, aus diesem Grunde reitet er öfter an das Grab Dantes etc. Erst vom Boden der Wirklichkeit kann er sich zum Flug aufschwingen. Er ist ein sehr betonter visueller Menschentyp und seine wunderbaren leuchtend blauen Augen haben ihm in scharfer Beobachtung mehr Material zu seinen Büchern geliefert als seine ausgedehnte Lektüre.

Die Darstellung des Stoffes ist an die Entwicklung des Lebens gebunden, an die Anregung oder Erkenntnis die dem Mann daraus erwuchs. Doch lassen sich in seinen Werken bis an sein Lebensende feste Linien verfolgen,

eine Einstellung zur Frau oder zu Frauentypen, die immer wieder auftauchen. So sind seine ganzen orientalischen Volkserzählungen erfüllt von einer romantischen Verherrlichung der mehr passiven Geliebten, so tritt in dem Rahmen seiner Mannesjahre die Frau mehr an die Seite ihres Auserwählten und endlich macht sich im Zeichnen der Frauen des Don Juan überwiegend eine ironisierende und frivolisierende Hand geltend.

Das resultiert eben aus den drei hervorstehenden und glänzendsten Eigenschaften des Dichters überhaupt: ein von Natur aus weiches poesievolles Herz, eine milde Freundlichkeit und ein ewig wacher beutelüsterner geistvoller Witz.

Die Arbeit gliedert sich wie folgt in die chronologisch-biographische Darstellung der Erlebnisse und den daraus sich ergebenden dauernd fruchtbar gewordenen Anregungen. Die Gliederung des Stoffes ist:

I.

A. Allgemeine Gemütsanlage.
   1) Die Mutter
   2) Die Liebe des Jünglings
   3) Die Erlebnisse des jungen Mannes.

B. Die romantischen Geliebten seiner Werke.

II.

A. Die Tragödie seines Lebens, Ehe und Scheidung.

B. Manfred. The Dream.

III.

A. Der sinnliche Süden.

B. Die tapferen Gefährtinnen.

C. Die Frauen des Don Juan.
   Kritik seiner Typen.

„You know, or ought to know, enough of women
Since you have studied them so steadily.“

Sardanapal IV. I.

1.

Gemütsanlage.

Ehe man ein Urteil gewinnt, wie sich ein Mensch zu Etwas Einzelnem, Besonderem verhält, muß man sich klar werden: wie war er überhaupt? Ehe man an die Ausdeutung der Beziehungen von dem schönen Lord zu den Frauen geht, muß eine Vorstellung vorhanden sein, wie dieses Einzelwesen sich zur Umwelt überhaupt stellte.

Hineingeboren in unglückselige Verhältnisse, — trotz eifriger Forschung ist nicht ganz sicher, ob er am 22. Januar 1788 in London oder in Dover zur Welt kam, — behaftet mit einem körperlichen Gebrechen, hat der Knabe doch von Jugend auf ein zärtliches Herz gezeigt. In den Schulen hat er gleich Freunde gesucht und gefunden. Die Kameraden von Harrow, die Freunde von Cambridge werden in Briefen mit Ausdrücken wärmsten Gefühls wie sie selten ein Jüngling für seine Altersgenossen findet, angesprochen. Der Schmerz um den Tod von Matthew Wingfield und den kränklichen Edlestone ist in ehrlicher Betrübnis von ihm geäußert worden. Ein rührendes Zeugnis für die Innigkeit und Treue seines Freundschaftsgefühls gibt die zufällige Begegnung auf der staubigen Landstraße in Italien mit Lord Clare, der den Tagen von Harrow angehört. Die Männer, die nun über dreißig Jahre alt waren, standen sich wortlos vor Freude, mit Tränen in den Augen gegenüber und Byron war nach seiner Aussage so bewegt, daß er den

Schlag seines Herzens bis in die Fingerspitzen fühlte. Die geistreichsten Männer der Londoner Gesellschaft, Rivalen um den Lorbeer der Poesie, haben in jahrelangem vertrauten Umgang mit ihm gestanden. Männer von höchstem Adel der Gesinnung wie Sir Walter Scott schildern uns sein klassisches Aeußere, ebenso fascinierend wie die Schönheit und gewinnende Kraft seines liebenswürdigen Wesens. Trotz der geheimen und gefährlichen Gegnerschaft als Dichter sind sich Shelley und Byron sehr nahegekommen. Goethe verfolgte mit ungewöhnlichem, liebevollem Interesse nicht nur die Entwicklung des Dichters, sondern besonders des interessanten und anziehenden Menschen. Selbst der einfache Mann hing an ihm; seine Dienstleute behielt er lange. Fletcher blieb dem Junker Harold treu bis an sein Ende in Missolounghi, Tita, der rauhe Gondoliere stand ohne den Blick zu wenden an seinem Sterbelager. Solche Anhänglichkeit gewinnt man sich nicht durch die Lordschaft noch durch das Geld. Für seine Warmherzigkeit spricht ja auch das tiefe Verständnis für die Tiere. Trotzig zeugt von seinem ehrlichen Empfinden für die stumme Kreatur die Inschrift auf dem Grab von Boatswain, seinem Neufundländer. Von dieser Tierliebe, wie sie eben doch nur dem Nordländer eigen ist, hat er auch im Süden nicht gelassen; seine Pferde, sein Bär, sein Affe, seine Krähe, seine Hunde, die er selbst füttert, kurz seine kleine Menagerie, hat immer ein Anrecht auf einen Teil seines Herzens und seiner Zeit. Die unbelebte Natur war ihm Freund seit Loch-na-gar. Er ist tief verbunden mit ihr und wirft sich in die Wellen des Oceans mit gleicher Inbrunst wie in die brauenden Nebel der Berge.

Wie hat dies leidenschaftliche Herz nun für die Frauen gefühlt? Wie hat sich der Mann mit ihnen aus-

einandergesetzt im Leben und wie beschwört er ihre Geister in seiner Dichtung herauf?

Die Mutter.

Mit Recht sagt ein Landsmann von Lord Byron: „It is impossible to judge by a common measure the child of Jack Byron und Catherine Gordon". — Cath. Gordon of Gight, wahrhaftig sie hat ihrem armen und wie Byron glaubte, durch ihre Schuld verkrüppelten Jungen nichts von dem Zauber der Mütterlichkeit und Weiblichkeit gelehrt. Die Psychologen sagen, daß man in früher Kindheit lieben und verstehen lernt, was man in späteren Jahren am meisten bevorzugt: der Seemann die See, das Bergkind die Klüfte. Byron bekennt sich auch zu dieser Ansicht, wenn er nach siebenjähriger Abwesenheit von England in „the Island" sagt:

„The infant rapture still survived the boy,
And Lochnagar with Ida looked o'er Troy. — —
The North and Nature taught me to adore
Your scenes sublime, from those beloved before." —

Nun, Byrons Jugend zuhause war geeignet, die Frau mehr kennen als lieben zu lernen und einmal mit mehr skeptischen als optimistischen Ansichten an das andere Geschlecht heranzutreten. Diese Mutter, der ihr eleganter Gemahl das ganze Vermögen verspielt und verpraßt hatte, lebte wohl in denkbar kümmerlichen Verhältnissen gegen ihre früheren Gewohnheiten. Wohl war sie sparsam und klug genug, um mit dem Wenigen, was ihr geblieben war, auszukommen, aber in dem kleinen Haushalt fehlte der Friede, um ihn zu einem Heim zu machen. Die Maßlosigkeiten dieser Frau, die Byron selbst mit ihrem Irrsinn entschuldigt, haben den frühreifen Jungen, der doch auch ein Feuerkopf war, bald dazu gezwungen,

daß er die Ruhe nach Außen wahren lernte und höchstens „cold fits“ bekam, die seine Frau noch an ihm fürchtete. Reaktionen mit übertriebener Zärtlichkeit konnten die alleinfördernde, gleichmäßig wohltuende Güte in der Erziehung nicht ersetzen. Daß sich mit dieser im harten Kampf erworbenen Selbstbeherrschung auch bald Unehrerbietung und Herablassung gegen die „Hydra seines Lebens“ paart, wie er seine Mutter in Briefen an seine Freundin Pigot nennt, ist nur zu begreifen. Erklärlich auch der frühe Zug von Verachtung für das andere Geschlecht, der sich so häufig in seinem Leben und in seinem Werk zeigt. Von hier aus fließt dafür die Quelle, mehr als aus den üblichen jugendlichen Liebeserlebnissen; denn Byron hat nicht die Achtung allmählich vor der Frau verloren, sondern sie mußte ihm erst wieder gelehrt werden. Man vergegenwärtige sich nur dieses stolze Kind, das in der Schule erbleicht und nicht antworten kann, als es zum ersten Mal als kleiner Lord „Dominus“, aufgerufen wird; diesen Jungen, der mit allen Fasern seines Ichs ein Edelmann sein will: er wird von seiner Mutter mit dem Schürhaken verfolgt, muß sich trotz seines lahmen Beinchens durch Geschwindigkeit retten. In ihrer Hemmungslosigkeit wirft sie dem armen Wicht sein Unglück, seine Lahmheit vor und das leidende, getroffene Wesen stammelt zitternd vor Schmerz und Wut die erschütternde Antwort: „Mother, J was born so!“ — Es gibt eine Zeit, wo sie gegenseitig fürchten, vom anderen vergiftet zu werden, und von ihrem einundzwanzigjährigen Sohn sagt sie noch, „that he might prove as illformed in mind, as he is in body“.

Daß Byron bei ihrem Tod doch Trauer empfand, ist nur natürlich und spricht für sein Empfinden. Er hatte bei der Heimkehr vom Orient so manchen Freund nicht mehr getroffen, er war fast gänzlich ohne freund-

liche Bande der Verwandtschaft in der Welt. Seine Halbschwester verheiratet. Die Zeit der Trennung hatte viele Szenen verwischt, nie aber verlieren sich ganz solche Eindrücke der Kindheit und Jugend, noch läßt sich der Proviant an Glück nachholen, den eine zärtliche Mutter im Herzen eines empfindsamen Menschen aufspeichert.

Wäre das alles an ihm abgeglitten, oder hätte es sich ergänzt, so würden wir sicher nicht in seinem Werk vergeblich nach dem Bild einer wahrhaften Mutter suchen. Byron, der soviel aufopfernd liebende Frauen gezeichnet hat, der im Lande des von ihm so sehr bewunderten Raffael gelebt hat, hat keine „Madonna" gestaltet. So finden wir nur „Eva" im Cain sehr düster gegeben. Von ihr hat Cain sein heftiges, dem Bösen zugängliches Gemüt. Und trotzdem sie dessen eingedenk sein sollte, was Cain selbst dem Engel zu seiner eigenen Entschuldigung sagt:

„After the fall too soon was J begotten:
Ere my mother's mind subsided from
The Serpent, and my sire still mourned for Eden," —

bricht sie nach der Tat in die härtesten Verwünschungen über ihren Sohn aus. Sie erkennt als Erste seine Schuld und zweifelt nicht einen Augenblick an seiner Missetat. Die Flüche klingen im Munde der Mutter noch furchtbarer. Dieser Abschied der Stammutter des Menschengeschlechtes an dem ewig unstäten sündigen Sohn zeigt Vollendung in der Größe und Macht des Ausdrucks, die Byron solchen Empfindungen verleihen kann. Er schrickt nicht davor zurück, alttestamentarische Härte und Grausamkeit durch Sprachgewalt noch zu vergrößern.

Der liebevollen Adah, Cains Schwester und Frau, hat er wohl auch rührende Mütterlichkeit geschenkt, sie

ist aufopfernde Gefährtin und besorgte Hüterin ihrer Kinder. Aber es ist kein hervorstechender Charakterzug an ihr, die die ganze Welt und insbesondere ihre lieben Nächsten mit wärmster Liebe umfängt. In Heaven and Earth taucht dann bei der kommenden Sündflut episodenhaft die Gestalt einer Mutter auf, die Joseph bittet, ihr Kind in der Arche zu retten. Aber ihr Flehen ist kein sehr heißes und inständiges und es verliert sich rasch in Flüchen über das Schicksal und über die Auserwählten.

Der schmerzliche Eindruck aus seiner Kindheit hat ihn nicht losgelassen, bis auch er Gestalt fand. In dem Drama, „the Deformed Transformed“ steht am Anfang die harte Berta, die zu ihrem armen Kind sagt: „Out Hunchback!“ Und als Antwort schreibt der nun dreißigjährige Mann sein eigenes Kinderwort: „J was born so, mother“. Hier ist also ein Echo langvergangener Jahre, die Narbe einer Wunde, die seine Mutter ihm gerissen. Wenn eine so kluge und kühle Beobachterin wie Mrs. Shelley, die keine fälschende Sympathie für Byron hegte, sagt: „no action of Lord Byron's life, scarce a line he has written but was influenced by his personal defect“, — so bestätigt sie nur die biographische Bedeutung, die diese Jugendeindrücke für Byron gehabt haben. Hätte die Mutter es verstanden mit milder Hand ihn von dem kleinen Mißgeschick abzulenken, so hätte sie ihm auch Dankbarkeit und Vertrauen zur Güte des anderen Geschlechtes mitgeben können. Viele Vorwürfe, die ihn jetzt wegen seines Verhaltens zu den Frauen treffen, müssen angesichts dieser ersten Eindrücke wesentlich gemildert werden.

Die Liebe des Jünglings.

Wie es beim Genie häufig ist und bei seinem zärtlichen Wesen doppelt naheliegt, hat sich Byron schon in

frühester Jugend verliebt. Wenn wir seinen Lebensgang in diesen Dingen bis zu seiner Volljährigkeit überblicken, so sind aber auf dem Gebiete der Frauen keine außergewöhnlichen Erlebnisse zu verzeichnen, keine Besonderheit, die nicht auch irgend ein anderer Angehöriger der vornehmen Adelsgesellschaft, der phantasievoll und lebenslustig, wenn auch ohne die Gabe des Genius, hätte erleben können. Verglichen mit Shelleys außergewöhnlich reichen theoretischen und praktischen Einflüssen des Weiblichen — man denke nur an dessen frühe Beschäftigung mit Frauenemanzipation, mit Godwin-Wollstonecraft und an seine Heirat mit 19 Jahren —, bewegt sich Byrons Liebesempfinden vielmehr in den konventionellen Bahnen seines Standes. Byron war nebenbei viel zu sehr „Junge", ehrgeiziger Schwimmer und Reiter, um sich allzusehr mit Theorien der Frauenfrage zu befassen.

In seinem Tagebuch gedenkt er dreiundzwanzigjährig seiner ersten kleinen Flamme.

Eine entfernte Verwandte, ein neunjähriges blondes Mädel Mary Duff begeisterte den etwas jüngeren George Gordon. Charakteristisch an dieser Episode für Byrons Verhalten ist, daß ihn die Nachricht von der Vermählung dieses Mädchens — trotzdem er mittlerweile Margaret Parker angeschwärmt hatte, und sein Herz noch für Mary Chaworth in Flammen stand, heftigen Schmerz bereitete. Es ist für ihn kennzeichnend, daß er von der Frau, auch wenn er sich nicht mehr um sie kümmert, ewige Liebe erwartet, zugleich aber auch, daß er selbst sich innerlich noch verbunden weiß mit Dingen, die lange zurückliegen, ob sie auch äußerlich gänzlich erledigt und abgebrochen erscheinen. Byron überwindet wenig Schmerzen und Verluste ganz in seinem Leben, und öfter als richtig wird ihm dieses Haften an den traurigen Geschehnissen seiner Ehe als Pose ausgelegt.

Aber an einem solch kleinen Zug seiner Jugend, wo jeder Grund zur Schauspielerei fern lag, findet man die gleiche Art. — Margaret Parker, die ihn als Zwölfjährigen entzückte, deren zarten Reiz zu preisen, er sich zum ersten Mal zu dichten bemühte, hat in ihrem verfeinerten Typ nachhaltig auf seine Geschmacksrichtung eingewirkt. Er bleibt sein ganzes Leben hindurch trotz aller Sinnlichkeit ein Freund des ätherischen Aeußeren und vielleicht dürfen wir einen Teil der meisterhaften Schilderung von Aurora Raby's edler fast leidender Schönheit auf die Erinnerung an Margaret zurückführen.

Doch mehr als diese echten Knabenschwärmereien, mehr als irgend eine andere Leidenschaft, hat ihn die Neigung zu Mary Chaworth gepackt. Diese liebliche Nachbarin, aus gleich edlem Hause wie er selbst, doppelt anziehend dem Romeo-Byron durch den blutigen Streit der beiden Ahnen; doppelt reizend, weil sie schon als er sie kennen lernte, in einen andern Mann verliebt war, hat den tiefsten Eindruck auch in seiner Poesie hinterlassen. Mußte nicht die Romantik der feindlichen Häuser — mehr theoretisch, denn er war in Annesley Hall ein gern gesehener Gast — die Eroberungslust des ganz ernsthaften Werbers von 15 Jahren aufs heftigste entfachen? Wie dem auch sei, die rätselhaften Gründe, durch die eine solche tiefe Herzensneigung entsteht, bleiben immer ungeklärt. Vielleicht wars, wie Byron sich so gut in Marino Faliero ausdrückt: a madness of the heart? Doch je tiefer man Byrons Leben studiert, desto mehr begreift man, daß er immer wieder auf diese Liebe zurückkommt. Es war die erste! Und schön und ernst sagt er im Don Juan was sie für ihn bedeutete:

„. . . . . J
Gave what J had — a heart; as the world went J

Gave what was worth a world; for worlds could never
Restore me those pure feelings gone for ever.

Ihr gilt der Preis der hinreißenden Worte, die in dramatischer Steigerung aus der Feder des vielerfahrenen Dreißigjährigen fließen:

„But sweeter still than this, than these, than all
Is first and passionate loveit stands alone“ etc.

Byron hatte nicht diese Gabe Goethes, bei jeder neuen Liebe alle Erfahrungen, alle Schmerzen der Vergangenen zu vergessen, das Märchen immer wieder von neuem zu träumen. Für ihn war diese Neigung etwas so Einmaliges, daß man sich an seine eigenen Worte erinnert fühlt, die er auf die Frauen prägte, die aber ebenso auf ihn passen.

„In her first passion woman loves her lover,
In all the others all she loves is Love.“

Diese Liebe ist nicht nur für eine Einstellung zu den Frauen wichtig, sie ist ein Lebensabschnitt — sie ist für den Künstler einschneidend. Die Liebe, die sie in ihm erweckt hat, durchweht alle seine romantischen Erzählungen, wenn sie auch als Person schon ganz der Erinnerung angehört. Er äußert auch diesen bestimmenden Einfluß zu Medwin: „She was the beau ideal of all that my youthful fancy could paint of beautiful and J have thaken all my fables abouth the celestial nature of women from the perfection my imagination created in her. Sie war ihm wirklich „the star of life and light“ (Giaur). Und wenn er auch im Augenblick zu stolz war, seiner Mutter oder seiner Schwester einzugestehen, welche Qual ihn peinigte, diese Frau an einen andern verlieren zu müssen, so fühlen wir aus seinen studentenhaft großspurigen Lebemannsreden, er mache sich anheischig 50 Geliebte in 14 Tagen zu vergessen, daß das nur Maske ist. Die

Mutter hatte ihm ja sehr charakteristischer Weise die Vermählung von Mary in folgenden Worten mitgeteilt: halte dein Taschentuch bereit, denn du wirst es brauchen, Mary etc. . . Doch konnte es den armen Studenten nicht mehr so schwer treffen, hatte er doch schon vorher im Verborgenen von den Lippen seiner Angebetetn selbst gehört: „Do you think J care for the lame boy?" Die Gefühle, die den damals noch ungewandten und scheuen sensitiven Jungen durchzuckt haben mögen, sind wohl als der geheimnisvolle Schmerz auf seinen jugendlich melancholischen Heldentyp übertragen worden, der ja auch „immer aus dem Paradies" verstoßen ist. — Vielleicht hat noch ein zweiter Grund diese Neigung zu einem für den Dichter so fruchtbaren Erlebnis werden lassen: es war nicht nur seine erste Liebe, es war auch die einzige unerwiderte, bei der er werben mußte und wollte, bei der er vor den Toren stand, bei der er den körperlichen Besitz nie errang. Noch war er unberühmt, noch war er eine ungewandte, unschöne, in der Entwicklung begriffene Halbheit, vielleicht rührend in seiner treuen Bewunderung für einen Zuschauer, sicher aber nicht herzensbrechend für eine zwei Jahre ältere beauté. — Man hat ja auch versucht hier nachzuweisen, daß Byron nach seiner Rückkehr aus dem Orient ein Verhältnis mit ihr unterhalten hätte und Medora (die Tochter von Mrs. Leigh) das daraus entsprungene Kind sei; es lassen sich aber dafür gar keine festen Beweise erbringen und es erscheint auch psychologisch gar nicht glaubwürdig. Gerade die unausgelebte Liebe ermöglicht die schönsten Zukunftsträume, die Wirklichkeit mußte immer bei so einer himmelstürmenden Neigung zurückbleiben. Auch stimmt es nicht überein mit dem zweifellos biographischen Gedicht „the Dream" wo er ausdrücklich und eindeutig wiederholt: „she had loved him not, nor given cause to deem him-self beloved" —.

Aus den Zeiten ihres Zusammenseins sind nur zwei Gedichte auf sie vorhanden. Das eine schildert bereits den Abschied von der Braut des Herrn Musters. Schöner und tiefer gefühlt als die bitteren Verse: „Well thou art happy“ sind die Stanzen „To a Lady on leaving England“. Hier spricht er aus, daß er auch andere Fesseln trug, doch im Herzen nur sie allein hegte. Nun fragt es sich, geht diese Andeutung auf die blonde Mary, vielleicht die Mutter „seines Sohnes?“ Geht sie auf den geheimnisvollen Pagen der Feste auf Newstead oder sollte sie schon ein Hinweis auf die berühmte „Thyrza“ sein, der mit die schönsten Lieder Byrons gelten? In den zweiten Gesang des „Childe Harold“ eingeschoben sind die, erst nach der Rückkehr aus dem Orient verfaßten Strophen „There thou whose love and life together fled“ und „Thou too art gone“ und Byron erzählte sowohl Frau als Schwester, sie wären der während seiner Reise verstorbenen Geliebten gewidmet. Weitere Aufklärung durch ihn fehlt. Es haben sich nun die verschiedensten Anschauungen gebildet. Köeppel tritt absolut dafür ein, daß sie auf den Tod des Chorsängers Edlestone zurückzuführen seien, hauptsächlich weil ein Liebespfand im dritten Thyrza-Lied (One struggle more) erwähnt wird, und man sofort an das Herz von Carneol erinnert wird, das sich Byron in diesen Tagen ausdrücklich von Mrs. Pigot zurück erbittet, da der Spender gestorben sei; andere geben sie noch Mary Chaworth und unterlegen der Todestrauer das Gefühl des Verlustes — kurz es besteht ein noch unlösbares Rätsel, solange nicht ein Zufall zu Hilfe kommt. — Richtig ist, daß diese Verse ganz im Stil der Gedichte an Mary Chaworth gehalten sind und es schwer ist zu denken, daß Byron, noch ehe er die Reise antrat, eine tiefe Neigung gehabt hätte, ohne daß er sich dichterisch geäußert hätte.

Nun kam durch den Zufall in Lissabon und in Cadix auf der Reise, die der Einundzwanzigjährige nach dem Orient angetreten hatte, die Bekanntschaft mit der Südländerin. Er preist wohl ihren Reiz und das Sammtauge, aber die Liebeserklärung, die er mit Hilfe eines Wörterbuches macht, wird wohl nicht allzufeurig geraten sein. Daß ihm der andere Typ Erleichterung in seiner melancholischen Stimmung und willkommene Abwechslung bot, ist begreiflich.

Eine wichtige Persönlichkeit für den jungen Mann, der in England noch nicht in der „großen Welt“ verkehrt hatte, war die gefeierte ebenso schöne als liebenswürdige Mrs. Spenser-Smith. Von Geburt österreichische Adelige, hat sie schon in jungen Jahren abenteuerliche und schwere Schicksale hinter sich und bietet in Malta dem Dichter in ihrer Vereinigung von Schönheit, Geist und Weltgewandtheit eine außergewöhnlich interessante Erscheinung. In Athen zogen ihn wohl die drei anmutigen Töchter des Vizekonsuls an; „das Mädchen von Athen“ ist Therese, die älteste. Aber alle diese Begegnungen tragen keinen anderen Charakter, als den einer kurzen Entzückung und einer Erweiterung seiner Lebenserfahrung. Sicher hat sein unternehmungslustiger Sinn sich nicht auf diese berichteten kleinen Herzensaffären beschränkt. Er läßt selbst durchblicken, daß er Zeuge einer orientalischen Bestrafung eines Mädchens war, das sich einem Ungläubigen hingegeben hatte, wie er es im Giaur schildert. Ackermann geht noch weiter; auch die meisten der orientalischen Don Juan-Szenen hätten sich, glaubt er, wenigstens zum Teil in dieser Zeit zugetragen, und fügt mit Recht hinzu „da ja das ganze Gedicht auf dem Untergrund des wirklich Erlebten aufgebaut ist“. —

Was weiß uns aber die große Schilderung des Childe Harold von den Frauen zu berichten? Erglüht der junge

Ritter Burun für tausend arme Prinzessinnen, die er vor bösen Drachen und fürchterlichem Ungemach retten muß, wie es die mittelalterlichen pilgernden Helden alle so vorzüglich verstanden haben? Ganz mit Nichten. Es ist charakteristisch für Byron, daß die Frau als darzustellendes Motiv, als dichterischer Vorwurf erst allmählich an Interesse gewinnt. Typisch dafür ist Childe Harold. Wir erfahren in der fünften Strophe nur kurz, daß ihm die wahrhaft Geliebte unerreichbar ist und er sie dafür glücklich preist, denn ihr wäre an seiner Seite doch nie ein häuslich Glück voll Frieden erblüht. Wir hören manch kühles Wort über die äußerliche Wahl des schönen Geschlechts:

„Maidens, like moths, are ever caught by glare,
And mammon wins his way where Seraphs
might despair“

dann wieder vorsichtig skeptische Lehren über die Behandlung der Frau: „Pique her and soothe in turn soon Passion crowns thy hope“. Er ist sich schon recht wohl bewußt über das was Leidenschaft erregt. Oft klingt die Ablehnung sehr stark von seinen Lippen, trotzdem hat er in der Praxis selten gehalten, was er zu der berühmten Reisenden Hester Stanhope in Athen sagte: „J despise the sex too much to quarel with them.“

In den schönen Abschiedsworten (Adieu, adieu my native shore) ist der Wehrmutstropfen nicht vergessen und die Unsicherheit in die Treue eines Liebchens der herben Stunde noch hinzugefügt. Der südliche Typ der sinnenreizenden Andalusierin begeisterte ihn besonders, weil hinter dem Geschick in Liebeszauberkünsten vaterländischer Opfersinn und persönlicher Mut sich gezeigt haben. Das dunkle Auge, das Byron Zeit seines Lebens gepriesen hat, der leuchtende Blick, die lockende Sinnlichkeit, sie

lassen ihm seine heimatlichen Schönen nur matt und dürftig erscheinen. Wir haben hier zweifellos bei aller Flüchtigkeit eine sehr reizvolle Skizze des spanischen Typs. Die elegischen Verse, die an „Inez“ gerichtet sind, beweisen aber, daß Harold gar nicht frei genug war, sich vom südlich-heiteren Augenblick schon gleich bezaubern zu lassen. Die Kälte, die er den nordischen Frauen vorwirft, hat noch sein eignes Herz umgeben und trotz allem Ableugnen öffnet es sich leichter in Bewunderung für den bekannten Typ, für Florence-Calypso.

Es ist eine karge Ausbeute von Eindruck und Aussage über das Weibliche im ersten bedeutenden Werk eines später so eifrigen Frauenmalers! Doch sind es genügend Zeugnisse von der melancholisch-skeptischen Auffassung der Frau, die den jungen Dichter zu dieser Zeit beherrscht. Er steht hier ganz unter der Stimmung der Jahre, die auch Schopenhauer als die schwersten des Lebens bezeichnet und verteidigt sich in seiner Melancholie sogar dazu Hobhouse zu bitten, ihm nichts mehr über Frauen zu schreiben, selbst „keine Anspielung über die Existenz des Geschlechtes“ – es gehört den Toten an für ihn. Aber nicht nur die Auffassung ist eine aus Enttäuschung und Skeptik gemischte „Vorsicht“ — das Interesse ist absolut kein starkes. Als schärfstes Gegenstück kann hier wieder Shelley dienen; Queen Mab ist auch das Werk eines Einundzwanzigjährigen. Im Zentralpunkt steht die Auseinandersetzung der Frau mit ihrer Umwelt. Gedanken über Liebe und Ehe sind die Punkte, die ihn überhaupt zum dichterischen Schaffen antreiben. In seinen Ansichten über die Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten einer freien Frau kennt sein Optimismus keine Grenzen. —

Nach außen also kühl und ohne Illusionen kehrt Byron im Juli aus dem Orient zurück. In England fühlt

er sich doppelt einsam durch die vielen Verluste und lebt zurückgezogen seiner Trauer bis ihn im Februar die parlamentarischen Pflichten in die Stadt zwingen und ihn die Veröffentlichung des Childe Harold im März 1812 zum Löwen des Salons macht.

Die Erlebnisse des jungen Mannes.

Jetzt ändert sich das Bild, nicht daß wir sichere Zeugnisse hätten, daß Byron sich sofort mit ganzem Herzen in neue Schöne verliebt hätte, man ließ ihm gar keine rechte Zeit dazu. Der Persönlichkeitskult ist immer ein sehr großer in England gewesen und wir dürfen wohl annehmen, daß die englischen Damen der Gesellschaft miteinander wetteiferten, den berühmten Standesgenossen in ihrem Salon zu zeigen. Die Sitten am Hofe des Prinzregenten und im High Life waren durchaus keine allzu strengen. Der umwälzende Einfluß der französischen Revolution war noch zu spüren. Es war eine Zeit des Krieges, wo leicht lockere Sitten zwischen den Geschlechtern Platz greifen und es war last not least, das Beispiel des herrschenden Paares selbst, was uns vieles im Verkehr Byrons mit dem andern Geschlecht begreiflich macht. Byron konnte eben kein Fels im Meer bleiben und seine Melancholie wird mehr und mehr eine künstliche. Sein ganzes Wesen brauchte Anerkennung von Außen, und niemand kann schöner einen Lorbeerkranz auf die Stirne drücken als eine begeisterte Frau. Hier erlebt er nun, was er zwölf Jahre später in Don Juan dichterisch großartig verwertet. Er gibt sich ja gerne als den Don Juan wider Willen und kann auch im späteren Leben nicht häufig genug betonen, daß er ein Opfer der Frauen geworden sei. Zu Medwin sagt er über Don Juan: „You see J am true to Nature in making the advances come from the female“. Vielleicht kann man auch auf diese

Periode den Ausspruch am besten anwenden „love is vanity, selfish in its beginning as its end“.

Alle kommenden Neigungen gelten nun verheirateten Damen der höchsten Kreise, wie Byron Zeit seines Lebens der Aristokratin (mit Ausnahme von Venedig, wo er gleich zum Mob herunterstieg) den Vorzug gab und auch in der Dichtung seine Lieblingsheldinnen zum mindesten Töchter von Piratenhäuptlingen oder Räuberkönigen sein läßt.

Aus dem glänzenden Frauenkreis, der die englischen Salons bevölkerte, tritt zuerst Mrs. Caroline Lamb mit ihm in einen immer leidenschaftlicher werdenden Freundschaftsbund. Sie war die Frau des späteren Lord Melbourne, der seiner phantasievollen Gattin manche sonderbare Laune um ihrer Liebenswürdigkeit nachsah. Wohl nicht schön und zwei Jahre älter als Byron, muß sie durch ihre kindliche Zärtlichkeit, ihr sprühendes Wesen und ihre Herzlichkeit dem melancholischen Dichter unendlich anziehend erschienen sein. Vielleicht gibt ihr Kosename „Ariel“ am schnellsten und treffendsten ihren Zauber wieder. Aber ihre allzufeurige Hingabe und das ganz besessen sein von ihm, scheint Byron bald mehr abgestoßen als angezogen zu haben und die intensive Episode dauert nicht einmal ein halbes Jahr. Im August sandte er ihr nach Irland, wohin man sie um einen Skandal zu vermeiden geschickt hatte, einen leidenschaftlichen Abschiedsbrief, aber als sie zurückkam, waren seit September schon andere Sterne an seinem Liebeshimmel aufgestiegen. Die Eifersucht stachelte sie nun zu doppelt unklugem Tun an, sie erschien verkleidet in seiner Wohnung, sie scheute hysterische Szenen in der Gesellschaft nicht, um sich auf diese Weise wieder in den Vordergrund seines Interesses zu drängen. Aber selbstverständlich war dieses Betragen der wirklich unglücklichen Frau gar nicht geeignet, seine

Achtung vor ihr zu verstärken und noch viel weniger, seine erloschene Leidenschaft wieder zu entfachen. Byron zeigt gegen sie rücksichtsloses Sattsein und wiederholt seinen endgültigen Abschied in kalten und harten Worten. Gegen sie ist Byron vielleicht ungerecht gewesen; ihre Aufdringlichkeit hat ihm jede Illusion genommen und er urteilt später sehr wenig günstig und leicht herablassend über sie. So sagt er zu Medwin: „perhaps made without a heart, as many of the sex are. An excentric imagination heated by novel reading“. Ihren späteren Haß hat er leicht von der humoristischen Seite genommen. Als sie nach seiner Scheidung sich berufen fühlt ihrem noch nicht erloschenen Schmerz in einem Roman „Glen-arvon“ Luft zu machen, bleibt Byron ganz gelassen und kritisiert diese Beichte in sehr treffender Weise, das Porträt von ihm sei nicht gut, aber er hätte ihr nicht genügend lange gesessen. Auch im Beppo erwähnt er „some play the devil and then write a novel!“ Die geistreiche Aeußerung über Frauen im allgemeinen: „Women never see consequences, never look at things straight forward. Like figurantes at the opera they make a hundred pirouettes and returne to where they set out“. Und der kleine Blitz aus Sardanapal: „all passion in excess are female“ ist durch sie veranlaßt worden. Diese Erlebnisse waren auf jeden Fall nicht geeignet, seine skeptische Auffassung von dem anderen Geschlecht zu bessern und eine tiefere Hochachtung zu erwecken.

Eine leidenschaftlich sinnliche Neigung zu der schönen Lady Oxford hatte ihn zuerst Caroline Lamb untreu werden lassen. Sie schlug ihn heftig in Bande, trotzdem die Frau doppelt so alt war als er, Mutter schöner Kinder und bekannt als freigebig in ihrer Liebe. Zu seinem getreuen Eckermann-Medwin äußert er sich auch hierüber „J never felt a stronger passion. Indeed more attached

than J ought to have been, to one who had bestowed her favours upon many". Aber es reizte ihn, den eleganten Mann und Bekannten des „beau Brummel's", einen Mann in „fashion far superior" ausgestochen zu haben; über lästige Anhänglichkeit brauchte er sich hier nicht beklagen, denn die schöne Lady kam jedem Verlust eines Anbeters durch eigene Geschwindigkeit zuvor. Ihrer reizenden Tochter Janthe sind die schönen Eingangsstrophen zum Childe Harold gewidmet. Lady Oxford hat ihm auch gelehrt, daß auch eine Frau, die sich verschenkte, sich gar nicht an den Mann gebunden fühlen muß und ohne sich selbst geringer zu achten, ihre Person neuen Interessen zuwendet. Ihre Schönheit, die er mit einer Landschaft von Claude Lorrain vergleicht, hat nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht und „woman's face was never made in vain for Juan" wie auch für Byron.

Mehr Herzensneigung scheint die Gattin seines Freundes Lady Frances Wedderburn-Webster in ihm erweckt zu haben. Er war Gast auf ihrem Landhaus zu Ashton Hall gewesen und flüchtete vor seiner Neigung wieder in die Dichtung. Ihr verdanken wir die Braut von Abydos. Das Milieu, das ihn auf dem Landhaus umgeben hatte, feierte ja auch wieder Auferstehung in den englischen Szenen des Don Juan. Die Sonette an Genevra sind ebenfalls an sie gerichtet und hier erklingen wieder Töne schönerer und feinerer Bewunderung. Ihr Name war auch ursprünglich der Geliebten des Korsaren zugedacht, die jetzt Medora heißt.

Das sind die Haupterlebnisse, die Byrons Leben vor seiner Ehe durchziehen. Mit doppeltem Interesse und hoher Erwartung wird man an die weiblichen Gestalten eines Dichters herangehen, dem soviel Huld von Frauen zuteil wurde, wie nur selten einem Poeten. Findet man aber in den gleichzeitigen Erzählungen etwas davon?

Die romantischen Geliebten seiner Werke.

Das erste Frauenbild findet man im Giaur, der 1813 in den Nächten entstand, die ihm die Gesellschaft für seine Muse übrig ließ. Die Handlung ist schnell erzählt. Leila, die schöne Sklavin Hassans, ist aus dem Harem entflohen, um dem Ungläubigen zu gehören. Hassan läßt die Ungetreue nach orientalischer Sitte bei Nacht ertränken. Der Giaur, der zu spät zur Rettung des Mädchens kam, sucht Hassan, tötet ihn aus Rache und betrauert sein Leben lang Leilas Tod, den er durch seine Liebe indirekt verschuldet hat.

Die erste Szene, die uns im Gedicht von Leila spricht, ist ihre Todesstunde. So lebt sie selbst nur für uns in der verklärten Gestalt, die sie durch die Schilderungen des Giaur erhält. Ihre äußeren Züge, die Byron besonders betont, sind die Gazellenaugen, aus deren dunkler Nacht die Seele spricht, das hyazinthenfarbene Haar, die hohe Würde ihres Reizes, durch die sie ihre Dienerinnen überstrahlt und jeder Keckheit wehrt. Das Bild eines jungen Weibes, das durch Anmut herrscht. Doch das freie Herz der Sklavin drängt sie aus dem goldenen Käfig und der wilde Ungläubige erweckt die Neigung der „Frankin". Als Mönch erzählt der Giaur noch, daß er ihr auf Wegen nahte, wo ein Wolf verzagt wäre, aber alles Wagnis der Liebe konnte ihr nur den Tod bringen. — Was bedeutet hier die Frau der Umwelt? Dem Türken Sinnenfreude und Besitz, dem Giaur ist sie Wahnsinnsflamme seiner Brust, die ewig einzig Geliebte, werter als Eden. In den leidenschaftlichsten Klängen preist Byron diese Liebe und das hinreißende Feuer, das keine Hemmungen kennt, ist das Schönste an der ganzen Erzählung. Byron berauscht sich selbst an dem Tempo und an der Verherrlichung einer großen Leidenschaft. (Yes love indeed is light from heaven). Im Traum erscheint noch einmal

dem Sterbenden die Geliebte und winkt ihm mit tröstender Hand zu.

Wir haben hier eine Frau gegen den Piratentypus gestellt; als sein Complement ist sie mit all dem ausgestattet, was dem Mann fehlt. Seiner Düsterkeit steht ihre lichte Schönheit, seiner Sündhaftigkeit ihre Schuldlosigkeit (nach seiner Anschauung) gegenüber. Sehr richtig ist, was Kraeger sagt: „das Byron'sche Liebesgefühl schwelgte aber gerade in einer halb schwärmerisch, halb ritterlichen Einstellung gegen das schwächere Weib, das seine Taten gar nicht selbst zu verantworten braucht". Seine Liebe ist ihr Tod, ihr Tod ist seines Lebens Unglück. Das Weib ist hier vollkommen passives Wesen, nur indirekt und unbewußt Ursache der Verwicklung.

Trotzdem die zweite Verserzählung als Titel „Die Braut von Abydos" trägt, ist doch auch hier der Mann die interessantere Figur. Selim, der am Hofe seines Oheims als sein angeblicher Sohn lebt, liebt die Tochter Giafir's, Zuleika. Als Giafir Selim der Feigheit zeiht, enthüllt der Gekränkte seiner Geliebten, daß er nicht das ist, was er scheine, daß Giafir seinen Vater ermordet hat und er sich nun mit Hilfe tapferer Piraten rächen will. Zuleika, die Selim für ihren Bruder hielt, ist zuerst über den Verlust des „Bruders" tief betrübt. Er versichert ihr aber, daß er sie niemals einem Andern angehören lassen will und daß sie ewig beieinander bleiben werden. Die Erstarrung aber, die auch dem Zwist der beiden Väter gilt, macht sie unfähig, ein Wort zu äußern und ehe sie den Geliebten gegen ihren Vater kämpfen sieht, erlöst sie ein barmherziger Tod. Zuleika hat mehr irdischen und orientalischen Zauber als die Geliebte des Giaur. Ein fröhliches, zärtliches Mädchen, ist sie die Freude ihres alten Vaters und der Abgott ihres vermeintlichen Bruders. Ihre Erscheinung, schön und betö-

rend wie Eva, hehr, sanft und rein, schildert Byron als „majesty of loveliness". Der Reichtum des orientalischen Milieus ist nicht vergessen: Dinge, die ihr wichtig sind, Amulet, Bernsteinkreuz und Komboloio. Der fürstliche Zobel schmückt ihre Schönheit. In lebhaftem Plaudern enthüllt sie ihr Herz. In spielerischer Weise sucht sie ihren stummen Freund zum Sprechen zu bringen, greift zur List, um ihn aus seiner Versunkenheit zu wecken, besprengt ihm das Zimmer mit Rosenöl und als er auch jetzt noch schweigt, bricht sie ihm eine Rose, das orientalische Symbol der Liebe. Mit trauten Worten sucht sie seinen Kummer zu ergründen und als sie glaubt, daß er darin bestünde, daß ihr zukünftiger Verlobter Selims Feind sei, schwört sie sofort beim Tempel des Propheten niemals ihm gehören zu wollen. Ihre Besorgtheit für ihn zeigt ein zärtliches Herz und in ihrer heiteren, liebebedürftigen und liebespendenden Art als folgsame Tochter und noch treuere Schwester-Braut erscheint sie als reizendes Haremskind mit all seinen Vorzügen.

Byron hat hier zum ersten Mal seinen Lieblingstyp des Mädchens klarer gekennzeichnet. Zuleika ist plastischer als Medora und entspricht ihm selbst in ihrer Verbindung von Schalkhaftigkeit und Herzenswärme (wie sie waren alle Frauen, denen er herzlich zugetan war: Mary Chaworth, Mrs. Leigh, Theresa Guiccioli) besser als Gulnare, die mehr heroischen Einschlag zeigt. Corsar und Lara bringen in Frauentypen nichts Neues, nur Steigerung der Gegensätze. Wieder ist die Liebe zu M e d o r a als die eine Tugend, als die Verbindung mit der Welt an dem düstern Corsaren wahrzunehmen. Der Inhalt weicht insofern ab von dem Stil der vorhergegangenen Typen, als der Corsar zwar auch nur Medora liebt, die er bei seiner Räuberbande zurücklassen muß, er aber doch auch andern Frauen hilfreich entgegenkommt und

beim Brande des Serails des überfallenen Said, Gulnare, die schöne Sklavin, zuerst rettet. Sie dankt ihm seine Tat mit gleicher Münze, als sie ihn aber durch Mord aus dem Kerker befreit und mit ihm flüchtet, trifft er Medora nicht mehr unter den Lebenden an. Die Kunde seines Todes oder seine Gefangennahme hat ihr Herz gebrochen. Medora, die in der Burg der Piraten sicher wohnt, hat wieder weniger östliche Züge als Zuleika. Aber von der wartenden, einsamen Frau allein, die sich nach ihrer Art zuhause beschäftigt und des fernen Geliebten harrt und gedenkt, strömt ein Zauber aus, den ein Dichter unserer Tage in „Solveig" bis zur erlösenden Kraft erhöht hat. Konrad überrascht Medora bei einem traurigen Lied, sie schildert ihm ihr vergebliches Harren, ihre Pein, den, der gegen sie so gütig ist, gegen jedermann in Kampf zu wissen. Ihr Aeußeres wird charakterisiert durch die blonde Lockenflut, das ernste blasse Angesicht, die zärtlich blauen Augen. Mit banger Ahnung will sie Conrad von dem erneuten Beutezug abhalten, sie denkt an Ariadne, zu der Theseus auch nicht wiederkehrte. Sehr fein schildert Byron die Stimmung der Frau, die zurückbleibt, noch glücklich über einen Augenblick, in dem sie den Davoneilenden mit ihren Blicken erhascht. Dann wieder sehen wir sie am Meer von Angst und Sorge hin- und hergetrieben, doch ist sie nicht klein genug, laut zu jammern: „within that meek fair form, were feelings high". Erst wie sie hört, daß Conrad nicht tot, sondern voller Wunden in Gefangenschaft geraten, schwinden ihre Sinne. Gulnare ist im Gegensatz zu Medora mehr Haremsgeschöpf. Die lustgewohnte Sklavin wird gleich von der Tapferkeit und Vornehmheit bestochen, mit der Conrad sie aus den Flammen rettet und der Gedanke allein, daß Said sie in dieser Gefahr vergaß, läßt ihr die Hinneigung zu dem stolzen Fremden sofort

berechtigter erscheinen. Sie schleicht mutig in den Kerker, an der Hand Said's Siegelring, der ihr die Tore öffnet. Sie teilt ihm ihre Absicht mit, ihn zu retten und erringt seine Sympathie durch den schönen Zug des Mitleids für ihn, den Gefangenen, der ihr zugestanden hat, daß er nur um seiner schönen treuen Geliebten willen gerne die Freiheit wieder gewänne. Er glaubt fast gar nicht, daß wirklich diese Trösterin bei ihm war, aber auf seiner Kette glänzt:

„The tear most sacred, shed for other pain,
That starts at-once — bright pure from
Pity's mine,
Already polished by the hand divine.
Oh too convincing — dangerously dear,
In woman's eye the unanswerable tear". —

In offenen Worten vertraut sie dem Unbekannten an, daß ihr Said gleichgültig und spricht ihren neubefestigten Gedanken aus: „ J felt — J feel — love dwells with — with the free". Gulnare, der ihre Schlauheit als Sklavin anerzogen wurde, benützt sie nun um Said auf die Schätze Konrads lüstern zu machen. Aber der Rachedurst überwiegt und ihre Fürsprache erweckt Argwohn. Das Mißtrauen, das er ihr entgegenbringt, ist eine neue Stufe zu ihrer inneren Freiheit. Ihre Leidenschaft treibt sie wieder in den Kerker und jetzt gesteht sie Konrad ihre Liebe. Es geht auch nicht ab ohne ein paar Schmähworte auf die zuhause gebliebene Gattin, die das nicht für den Geliebten wagt, was sie jetzt für den Retter versucht. Sie kennt keine Grenzen mehr, wie ein schönes wildes Tier sieht sie für sich selbst die Käfigtüre offen und aufgestachelt in ihren Trieben, Freiheits-Sehnsucht und Liebeshunger, scheut sie auch den Prankenschlag nicht, um Sicherheit zu gewinnen.

Der Charakter Gulnarens ist psychologisch sicher durchgeführt, desgleichen die Wirkung der Tat auf den Mann. Für ihn hat sie ihre Hände mit Blut befleckt und ihm graut dafür vor ihr. Der Mord dieser Frau läßt ihre Schönheit bleichen. Einzig das Mitleid mit ihr drängt ihn seinen Abscheu zu überwinden.

Medora in ihrer reinen Weiblichkeit ist entschieden der Lieblingstyp Byrons, aber mit Gulnare ist ihm eine neue Studie geglückt. Das leidenschaftliche Weib, das über die engen Grenzen des Weiblichen hinausgreift, nicht in gemeinem Egoismus, sondern nur in Liebestollheit, Mitleid, Verletztheit, war ihm ja aus seiner großen alttestamentarlichen Belesenheit durch Judith, Marianne längst vertraut. Doch ist es kein Gegenstand, den er gerne und häufig behandelt, wie er eben überhaupt die Frauen am liebsten ganz in ihrem engen Lebenskreis darstellt.

Da wir nach seiner eigenen Angabe Lara als Fortsetzung des Corsaren betrachten dürfen, so sehen wir, welch entsagungsvolles Dasein er Gulnare aus ihrer Handlungsweise erwachsen läßt. Sie ist der geheimnisvolle Page Kaled ihres Herrn Lara, in dessen Dienst sie steht. Eine Gedrücktheit, die aus Gewissensgram herrührt, liegt über ihr. Die Treue ist rührend an ihrer Gestalt, wie magnetisiert hängt sie an seinem Auge, an seinem Mund. Aus dem Stolz, bei aller Demut, sieht man, daß es freiwillige Leistung ist, die sie auf sich genommen hat. Sein Tod macht sie doppelt heimatlos, sie stirbt ihm nach und was nur schlecht halb verhehltes Geheimnis war, wird offenbar: nur ein Weib kann so treu und hingebend lieben. Doch ist die Figur nur skizzenhaft angedeutet, der düstere Lara dominiert überlegen die ganze Erzählung.

Im Siege of Corinth führt Alp, der hochgeborne Venezianer, aus Rache Krieg auf der Seite der Moslem gegen die Christenheit. Der Stolz eines Vaters hatte sein Glück zerstört und die Hand des geliebten Mädchens war ihm verweigert worden. Nun hofft er die Geliebte hinter den Wällen von Corinth zu finden und sie für sich zu gewinnen. Es sei eine stolze Schöne gewesen, sie verschmähte die Ehe, doch als Lanciotto Alp geworden und unter den Ungläubigen weilte, ging sie öfters als sonst zur Kirche und war nicht mehr fröhlich gewesen. Jetzt schmückt sie Griechenland, das wohl seit Helena kein so schönes Weib mehr gesehen. — Das Bild der Francesca wird wieder nur in Liebesphantasien Alps vor uns gezaubert. In der unheimlichen Nacht auf dem Schlachtfeld vor den Toren der belagerten Stadt, steht plötzlich ein Mädchen neben ihm. Er erkennt die Geliebte zarter, ruhiger, als er sie in Erinnerung hatte. Sie beschwört ihn zu seinem Heile vom Turban zu lassen und das Kreuz wieder anzuerkennen. Ihre Marmorhand faßt die seine, sie steigert ihre Bitten und zeigt auf das Wölkchen, das im Vorüberziehen den Mond verhüllt; solange währte noch seine Gnadenfrist. Doch der Stolz bleibt fest und das gekränkte Herz wendet sich nicht zur Buße. Das zarte Geschöpf verschwindet. Der folgende Siegestag bringt ihm die Erkenntnis, daß es die Todesstunde der Geliebten war, in der sie ihn nocheinmal zum rechten Glauben zurückführen wollte.

Die Vision ist durch die vorausgegangene Schilderung der zauberhaften Mondnacht und des Schreckens des Schlachtfeldes gut motiviert. — Das ewig Weibliche sucht noch einmal den Mann aus seinen eigenen Leidenschaften zu befreien und dem Rechttun zuzuführen. —

Das ist die erste Verserzählung, die Byron als Ehemann geschrieben hat. Sollte die Tendenz der Geliebten

von seiner eigenen Frau abgenommen worden sein, die ihn auch so gerne zu einem anderen Leben bekehrt hätte? Die Figur hat etwas Rührendes in ihrem tapferen Bestreben, aber Byron gelingen die Erdenkinder besser als die Aetherfrauen. Es fehlt ihm die zwingende Phantasie für solche Geschöpfe, der Erdenrest an der Evastochter gestaltet seine Frauen immer lebhafter und plastischer.

Es ist in Lara, Siege of Corinth, Mazeppa wieder ein Abnehmen an Interesse an der weiblichen Figur zu bemerken, während Parisina die Höhe von Zuleika und Gulnare hat. Den Stoff der tragischen Geschichte hat er ziemlich getreu aus Gibbons „Altertümer des Hauses Braunschweig" übernommen. Es ist die alte ewig neue Mär von der jungen Frau an der Seite des alten Mannes, der seinem Sohn die Braut entzogen hat.

Hier ist er im Charakterisieren in seinen romantischen Erzählungen auf der größten Höhe. Das europäische Milieu bindet ihn mehr an die Realität und die drei Figuren sind sämtlich Fleisch von seinem Fleisch. Wir gehen sofort in medias res. P a r i s i n a wird am Eingang des Gedichts geschildert wie sie lauschend das Schloß verläßt, sehnsüchtig ihren Geliebten zu treffen. Alles andere ist vergessen. Die Liebesraserei beherrscht auch sie. Im Schlafe selbst murmelt sie — zu ihrem größten Unheil — den Namen des Herzensfreundes und Azo, ihr Gemahl erkennt, daß Hugo, der Sohn seiner verbotenen Liebe, ihm sein Weib verführt hat. Vor Gericht stehen die beiden schönen Menschen nun in Schande. Parisina, die Anmutskönigin, sonst um ein Stirnrunzeln verteidigt, senkt jetzt das Auge, das die Tränen verdunkeln. Ihr wirft Azo vor, sie töte Hugo durch ihre Sündenglut. Hugo, der an ihrer Stelle antwortet, klagt den Vater an, der ihm die Braut geraubt und Parisina, die jetzt kein Auge vom Geliebten wendet, will reden, ihm helfen,

ihn unterstützen, doch der gepreßten Kehle entflieht nur ein einziger langer Schrei, ehe sie zusammenbricht. Im Wahnsinn entschwindet ihr das Schicksal von Hugo, doch bei seiner Enthauptung durchschneidet ein Schmerzensruf die Luft so qualvoll, daß barmherzige Herzen wünschen, er möge der Letzte der also Leidenden sein. Wo und wie sie zu Tode kam, ist niemand kund. — Parisina äußert kein uns wiedergegebenes Wort. Trotzdem ist ihre Figur die klarste von allen epischen Frauengestalten Byrons. Das mag wohl hauptsächlich in der historischen Unterlage seinen Grund haben, aber Byron hat doch auch mehr gelernt in der Darstellung eines weiblichen Charakters. Die Ruhe der handelnden Personen ist viel größer, die Vergleiche der Schönheit und des Reizes zurückhaltender geworden, ohne daß die Lebhaftigkeit der Darstellung gelitten hätte.

Ein weiteres Epos, das die Frauengestalten noch in dem passiven schattenhaften Stil zeigt, ist Mazeppa. Er selbst erzählt sein Jugenderlebnis, um Karl den XII. zu zerstreuen. Am Warschauer Hofe, zurzeit des verliebten Königs Johann Casimir, hat er seine Jugend verbracht. Hier herrscht ein lockeres Leben. Eine schöne junge Frau an der Seite eines alten eingebildeten Grafen war der Langeweile neben ihrem Gemahl satt und ihre Augen sahen sich nach lebenslustigen und zärtlichen Männern in ihrer Umgebung um. Er betete die schöne Gräfin an wie eine Heilige. Ihr Märchenauge, mit dem Blick voll stiller Sehnsucht, die durchsichtige Stirne, sie stehen heute noch, da er siebzig Jahre alt ist, lebhaft vor seinem geistigen Auge. Durch lautloses Bekenntnis verstehen sie sich. Ein Spiel bringt sie auf Stunden zusammen, die Gelegenheit benützt der kühne Page, um ihr seine Liebe zu gestehen. Sie hört ihn an — und wenn Frauen erst

einmal Gehör schenken, sagt schmunzelnd der alte Kosakenführer, so werden sie uns nicht abweisen können.

Ihre gegenseitige Liebe, die der frohe Jüngling erlebt, begeistert heute den Siebzigjährigen noch und er tauschte gerne sein Fürstentum, um nochmals arm, jung und glücklich zu sein. Nach der Entdeckung wird er aufs Pferd gebunden und in die Steppe gejagt, was aus der jungen Polin wurde, bleibt dunkel. Ihn retten die Kosaken; ein sanftes Mädchen pflegt ihn und er gewinnt neues Leben und einen Thron durch die Rachgier des gekränkten Ehemannes. Die düsteren Züge sind in diesem Epos, das erst in Italien verfaßt wurde, von der Sonne des Südens aufgehellt, trotzdem aber beherrscht wieder die männliche Figur die ganze Führung. Auch die Frauenfigur ist von den venezianischen Verhältnissen beeinflußt; Marianna Segati's schöne Züge spiegeln sich in ihnen. Es ist gut, daß wir seine genaue Entstehungszeit kennen, würden wir sonst nicht die liebenswürdige Theresa dem Einfluß der jungen Comtesse Guiccioli zuschreiben? Doch steht fest, daß die Dichtung schon vollendet war, ehe Byron seine italienische Freundin kennen gelernt hat. (Ackermann S. 106.)

Wenn wir nun alle die verschiedenen Figuren in Gedanken noch einmal vorüberziehen lassen, so fällt einem der Gegensatz zwischen dem, was Byron erlebt und dem, was er in seiner Dichtung betont hat, doppelt auf. Er geht in den Entstehungsjahren dieser Epen von Blume zu Blume und in der Dichtung schildert er nur die einzige und dauerhafte Liebe. Wir können verfolgen, daß er noch nicht Frauentypen aus seiner gegenwärtigen Umgebung zeichnet, sondern das, was er schildert und was ihn poetisch beherrscht, ist immer noch die Leidenschaft, die er für Mary Chaworth empfunden hat. Die „Passion" ist ihm noch allein wert Gegenstand seiner Poesie.

zu sein, er ist noch nicht fähig individuelle Gestalten nach dem Leben zu zeichnen. Was an den Figuren fesselt ist nicht ihre Klarheit, sondern ihr Schleier. Der Phantasie des Lesers ist Spielraum für sein Entzücken gelassen. Die Männer sind durchgehend verdunkelt im Charakter, die Frauen vom Licht überstrahlt. Die Schilderung der Leidenschaft ist ihm wichtiger, als die Schilderung eines Menschentyps. Er schreibt sich nicht eine besondere Liebe vom Herzen, er stellt nicht eine Frau, die er zeichnen will, in den Vordergrund, sondern von seiner eigenen Besessenheit will er durch das Lied loskommen. Das was Byron beherrscht war nicht eine Frau, es war sein eigenes leidenschaftliches Temperament.

In seinem Heldentyp stellt er immer wieder sich oder Seiten von sich dar, es interessiert ihn, oder er kann noch gar nicht über seine eigene Individualität hinaus in der Darstellung des Männlichen; und das gleiche gilt von seinen weiblichen Figuren. Nicht mehr Mary Chaworth, nicht Caroline, nicht Lady Frances als Individuen, sondern das, was ihn im allgemeinen an ihnen gereizt und entzückt hat, drängt nach dichterischer Formung. Es ist eine bewußt unkritische Einstellung zur Frau, von der nur Schönheit und Liebe zum Mann strömt, die aber gerade durch ihren fehlerlosen Engelstyp leicht etwas Einförmiges und Unreales bekommt. Solange wir aber dem „satanischen" Mann bei Byron begegnen, wird als notwendiger Ausgleich dieser Frauentyp in seinen Abstufungen vorherrschen. — Das größte an diesen Schilderungen ist, daß Byron uns die „passion" glaubhaft zu machen versteht. Mit der ganzen Jugendkraft verteidigt er die einzige Liebe des Lebens. Aus den Dichtungen dieser Zeit spricht das schwärmende Empfinden eines anbetenden, vergötternden Jünglings, der das Weib auf einen Altar stellt. Aus der Schönheit seines Leibes und

seiner Seele strahlt den Helden das Licht der Erde, diese Liebe ist ihnen das einzige Glück des Daseins.

II. Die Tragödie seines Lebens: Ehe und Scheidung.

Die Ereignisse seines Lebens, die Byrons zweite Schaffungsperiode bestimmen, sind leicht genannt: die schuldvolle Trennung seiner Ehe, das Leben in der Fremde, der Umgang mit Shelley.

Wie war Byron zur Ehe gekommen? Hatte er nicht von Jugend auf eine Abneigung gegen sie? Nun, die bekannte Wette, daß er nicht heiraten werde, das ist die Aeußerung eines gerne großtuenden Studenten, der sich keinen „Sklavenketten“ beugen will. Daß er wie Shelley theoretisch gegen die Ehe Bedenken gehabt hätte, für revolutionär freie Liebe geschwärmt, ist auch nicht ein einziges Mal in seiner Jugend belegt. Er ist viel zu sehr Aristokrat, hängt an der vornehmen Familie und wäre nie gesonnen gewesen, als ebenbürtige Frau eine Lebensgefährtin anzuerkennen, die nicht dem gleichen Milieu entstammte. Aus Familienrücksichten hätte Byron immer geheiratet, hätten ihn auch nicht finanzielle Sorgen gequält. Wir haben in jungen Jahren weniger Aeußerungen über die Ehe und das ist auch begreiflich. Seine ganzen Epen sind auf der treuen und ewigen Liebe aufgebaut, diese Menschen konnten gar nicht in innere Konflikte kommen, da es für sie alle nur einen Partner für ihr Leben gibt und sie zu sterben vorziehen oder dazu gezwungen werden, anstatt Kompromisse zu schließen. Er hat seine Helden gegen Konventionsehen unter dem höheren Einfluß der Liebe handeln lassen, aber es siegt immer das Gesetz und die Liebenden gehen unter. Die Ehe als Institution selbst hat er ernsthaft auch nach seinen schlechten Erfahrungen nicht angegriffen. Ihm hat gerade das äußere Verbundensein etwas bedeutet, er hat

nie wie Shelley das Zusammenleben ohne leidenschaftliche Liebe als entwürdigenden Zwang empfunden; allerdings fühlte er sich auch an das Gebot der Treue gar nicht gebunden. Sehr viel persönlichen Aufschluß von seinen Ansichten über die Ehe liefert uns Sardanapal, wo er drei ganz ähnliche Charaktere wie Lady Byron, Theresa Guiccioli und sich selbst zeichnet. Er sagte über sich selbst:

„Jf he or thou supposed J could link me
Like a Chaldean peasant to his mate,
Ye knew nor me — nor monarchs — nor
mankind“.

Er steht eben in dieser Hinsicht auch wieder zwischen den Ansichten des 18. Jahrhunderts und denen des 19. Jahrhunderts. Was er als Mann der Aristokratie einer stark frivolen Zeit von seiner Frau erwartet, ist Toleranz gegen seine Schwächen für das schöne Geschlecht. Was er ihr aber zu geben gedenkt, ist die hohe Achtung vor der Familie, vor der Frau, die seinen Namen trägt, die mit ihm verbunden ist auf gesellschaftlicher Grundlage, die er für sicherer hält als die ewig trügerischen Leidenschaften, deren Unbeständigkeit er zur Genüge kennen gelernt hat. Ihm ist die Gemahlin etwas anderes als die Geliebte, — bei Shelley verschmelzen sich die zwei Begriffe.

Die Ehe war nicht aus drängender Leidenschaft oder Sympathie hervorgegangen. Freunde von ihm und er selbst fühlten, daß ihm eine Bindung und ein Heim gut tun würden, er sollte sich hüten, allzusehr seinen leidenschaftlichen Abenteuern nachzugehen; gleichzeitig brauchte er aber eine reiche Frau, denn er war trotz seines großen Besitzes stark in den Händen seiner Gläubiger. Also die Ehe ist das Primäre des Entschlusses gewesen, nicht die dafür auserwählte Frau. Wie schon betont, die Ehe war

ihm eine Sache der Gesellschaft, des Verstandes und der Konvention.

Die Frau, auf die nach mancherlei Ueberlegung seine Wahl fiel, war diesen Anschauungen entsprechend.

Miß Annabella Milbanke war in der Gesellschaft ebenfalls eine bevorzugte Erscheinung. Wohl mag dazu viel der große Reichtum ihrer Familie beigetragen haben, was sie aber heraushob aus dem Durchschnitt der verwöhnten reichen Mädchen, war ihre gründliche Bildung, ihr großes Interesse für abstrakte Wissenschaft und das vielleicht kokett einfache Auftreten. Als sie Byron zum ersten Male sah, hielt er sie für eine Erzieherin nach der Ungeputztheit ihres Anzuges, bis Moore ihn belehrte, er täte gut daran, dieses Mädchen, eine der reichsten Erbinnen, zu heiraten. Man kann verstehen, daß Byron, der allzuviel Luxus, zuviel Liebenswürdigkeit, zuviel Leidenschaft erfahren hatte, ein Interesse empfand für das so berühmt kluge und zurückhaltende Mädchen, mit deren Gedichten ihn schon Caroline Lamb, die eine Cousine von ihr war, bekanntgemacht hatte. Nun wurde im Herbst 1812 sein erster Antrag abgelehnt, aber in solch liebenswürdiger Weise, daß der Verkehr und der Briefwechsel aufrecht erhalten blieb. Nach zwei Jahren wiederholt er die Anfrage und wird erhört. Die Heirat findet nach drei Monaten am 2. Januar 1815 in Seaham House, dem Besitz des Schwiegervaters statt. Es ist charakteristisch, daß wir kein liebes Lied, kein unbefangen zärtliches Gedicht an die Braut besitzen, wenn sich Byron auch in den Briefen an seine Freunde außerordentlich lobend und entzückt über seine Braut ausspricht. Die Hochzeit selbst steht unter keinem günstigen Stern. Es gibt Streit am ersten Tag und nach verschiedenen Berichten, die von Byron selbst, Hobhouse, dem Trauzeugen oder Lady Byron herrühren, hatte man nicht gerade den Eindruck, daß der

Bräutigam besonders beglückt oder auch nur aufmerksam war. Sicher war es ihm ein drückendes Gefühl jetzt plötzlich gebunden zu sein und dieser hochgradig reizbare Mensch hatte sich eben nicht so in der Gewalt, wie es im Interesse Anderer wünschenswert gewesen. Lady Byron hat später seinem zweiten Antrag Rache als Motiv untergelegt, ihre Annahme wurde gesellschaftlicher Eitelkeit und einer pädagogischen Leidenschaft, den sündhaften Dichter zu reformieren, zugeschrieben. Wenn man aber die sich häufig widerstreitenden Aussagen beiseite läßt, so wird man zu dem Resultat kommen, daß es eine Eheschließung war wie so viele: eine gewisse Sympathie mit äußeren Vorteilen verbunden; ihr Reichtum, sein Ruhm und Ehrgeiz auf beiden Seiten sind die treibenden Motive. Freilich sind dies keine Bande, die solch extreme Naturen zusammenhalten können. Leigh Hunt äußert sich über das Problem ob Byrons Ehe eine Liebesehe war folgendermaßen: „Real lovers do not precede their union with a doubting courtship; still less do they follow it with premature differences, with a hasty separation, with public libels on one side, and unbroken inattention on the other. It is best, surely, that there should have been no love in the case; and being no love, it was best that the union should be put an end to“.

Das eine Jahr des Zusammenlebens hat die Ehe wirklich zu einer Hölle gemacht. Teresa Guiccioli, die in Bezug auf Lady Byron nicht immer richtig urteilt, hat äußere Anlässe doch sehr gut erfaßt. Sie hat ja auch ausprobiert, was es heißt, mit Byron zusammenzuleben, und betont, wie viele Schwierigkeiten für die verwöhnte, einzige dreiundzwanzigjährige Erbin bestanden, mit Byron Haus zu halten. Als Miß Anna-Bella Milbanke lebte sie ganz in den englischen traditionellen Formen strenger Regelung und größten Respekts vor den Gebräuchen des

Alltags — Byron hauste gerne wie ein ungebundener und absonderlicher Junggeselle. Speiste wann und was er wollte, schrieb die Nacht durch und legte sich morgens zu Bett. Die peinlichsten Augenblicke entstanden aus der unwirtschaftlichen Führung des Haushaltes und seine Gläubiger ließen den Mann der reichen Erbin, die aber für ihre Verhältnisse nur eine geringe Summe mitbekommen hatte, im zweiten Halbjahr seiner Ehe neunmal pfänden. Teresa Guiccioli fährt fort: „Elle aura souvent comparé sa vie actuelle, pleine de mortifications, et peut-ètre de solitude. avec celle si confortable et agréablè (pour elle) qu'elle menait à Kirby Mallory au milieu de ses parents". — Es ist bekannt, daß Lady Byron ihrem Gatten sehr verübelte, daß er die hohen Honorare für seine Schriften wegschenkte, trotzdem sie von der Dichterei keine allzuhohe Meinung hatte und ihn schon in den Flitterwochen gefragt haben soll, ob er das Schreiben nicht bald aufgeben wolle. Es muß doch von einer guten und pflichtgetreuen Gattin, Eigenschaften, die sie selbst sehr betont, wunderlich erscheinen, um nicht zu sagen geizig, daß sie nicht versucht hat, ihrem Mann in seinen finanziellen Schwierigkeiten zu helfen oder ihm doch wenigstens den Verkauf seiner Bibliothek zu ersparen. Die geringe Mitgift zeugte auch nicht gerade von der Sympathie der Schwiegereltern und Byron schiebt ja einen großen Teil der Schuld an dem dauernden Zerwürfnis seiner Schwiegermutter zu, die er gründlich gehaßt hat.

Dieses Leben voller Szenen, an denen sicher Byrons Naturell die größere Schuld trug — er war ja auch von zuhause her sehr „lebhafte Aussprachen" gewöhnt, — wenn auch Lady Byrons Eifersucht nicht wenig dazu beitrug, macht die beiden Ehegatten mehr zu erbitterten Feinden, als einem liebenden Paar. Die Geburt der kleinen Ada im Dezember 1815 schafft keine Aenderung.

Im Januar verläßt Lady Byron mit dem Einverständnis ihres Gatten London, um Erholung auf dem neuen Erbgut ihrer Eltern zu finden. Von der Reise schreibt sie ihm noch einen zärtlichen Brief, aber aus Kirkby kommt eine Mitteilung von Sir Ralph Milbanke, daß Lady Byron nicht mehr zu ihrem Gatten zurückkehren wird.

Trotzdem die Ehe keine Herzensbindung war, hat Byron unter diesem Schlag furchtbar gelitten. Auf den Schmerz dieses Verlassenwerdens kommt er Zeit seines Lebens in seinen Dichtungen in wechselndem Ausdruck zurück. Die Worte, die er Moore über seinen Zustand schreibt, sind ergreifend. Das erstere längere Gedicht auf seine Frau ist das bekannte „Fare thee Well“ das Byron unter Tränen im März 1816 in seiner verlassenen Wohnung geschrieben hat. Und wenn es auch nur Ausfluß einer kurzen Stimmung war, so haben die Verse doch echtes Gepräge. Skeptische Leute wie Leigh Hunt, bezweifeln zwar auch die Wahrheit dieses Gefühls (He sat down to imagine what a husband might say, who had really loved his wife, to a wife who had really loved him) aber er geht eben doch in der Beurteilung Byrons von falschen Voraussetzungen aus. Er bedenkt nicht, wie sehr doch der Stolz Byrons auch getroffen wurde und wie verwundbar Byron an dieser Stelle war.

„Every feeling has been shaken;
Pride, which not a world could bow,
Bows to thee — by thee forsaken,
Even my soul forsakes me now“.

Es sind die verschiedensten Meinungen aufgetaucht, warum Lady Byron nach einem so zärtlichen Brief, ohne weitere Angabe ihren Gemahl verlassen hat. Byron hat später geäußert, die Gründe waren zu einfach, um erkannt zu werden. Die oben erwähnten Mißhelligkeiten,

die berechtigte Eifersucht, sie haben alle mitgespielt, erklären das plötzliche Verlassen aber nicht. Durch Veröffentlichung von Briefen aus Privatbesitz der Familie in Lord Lovelacc's Buch „Astarte“ sind die neueren Biographen doch einig, daß der ausschlaggebende Grund der berechtigte Inhalt eines Gerüchtes war, das schon während der Ehe Lord Byrons zirkulierte. Lady Byron hatte während ihrer Abwesenheit einen Arzt beauftragt, Byron auf seinen geistigen Gesundheitszustand zu untersuchen; da der Arzt ihn nicht für gestört erklärte, mußte sie ihn, um seiner Handlungsweise willen, von ihrem Standpunkt aus verdammen.

Sie war durch Verschiedenes aufmerksam geworden, auf zärtliche Beziehungen zwischen ihrer Schwägerin Augusta Leigh und Byron. Byron hat ihr schon kurz nach der Hochzeit einen Brief von Augusta gezeigt, der in außergewöhnlich zärtlichen Worten von ihrer Neigung spricht. Und trotzdem sie von Mrs. Leigh das größte Entgegenkommen erfahren hat, ist sie doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß zwischen den Beiden unnatürliche Beziehungen bestanden haben. Was damals nur gerüchtweise verlautete, was durch die spätere Indiskretion von Mrs. Beecher — Stowe größtes Aufsehen erregte, ist durch die nun vorgelegten Briefe absolut nachgewiesen, und gibt den einzig überzeugenden Grund für das Verhalten von Byron, Lady Byron und Augusta Leigh.

Augusta Leigh, die Tochter der Marquise von Carmarthen, die der tolle Jack nach Frankreich entführte und dort heiratete, ist um fünf Jahre älter als Byron und ist mit ihm in seiner Jugend kaum zusammengekommen. Wohl schreibt er ihr schon früh ausführliche Briefe, aber erst nach seiner Rückkehr aus dem Orient

haben sie sich in London häufig getroffen. Alle Zeugen seines Lebens versichern eine große Anhänglichkeit an sie. Moore, Hobhouse, Teresa Guiccioli, selbst Leigh Hunt, der sonst Byron nicht leicht eine selbstlose und warme Regung zuschreibt, äußert: „J believe there did exist one person to whom he would have been generous, if she pleased, perhaps was so. At all events he left her the bulk of his property and always spoke of her with the greatest esteem. This was his sister Mrs. Leigh.“ Sie war seine Vertraute in allen wichtigen Angelegenheiten; sie beriet mit ihm ob er wieder nach Annesley-Hall zu Mary Musters gehen solle und er unterläßt es auf ihre Warnung. Sie wird in das Heiratsprojekt eingeweiht und begutachtet Anna-Bella. Wenn eine Frau mütterlich zu Byron war, so ist sie es gewesen, und ihre verzeihende Schwäche und ihre Güte gegen „Baby Byron“ haben ihr seine dauernde Liebe gewonnen. Ihre Bilder zeigen eine große Familienähnlichkeit mit Byron und Manfreds Worte stimmen genau auf sie: „She was like me in lineaments — her eyes, her hair, her features, all, to the very tone even of her voice, they said were like to mine; but soften'd all, and temper'd into beauty.

Ihre Briefe und die Schilderung von Zeitgenossen bezeichnen sie als herzensgute, leicht flüchtige, heitere und lebenslustige Frau mit vielen weiblichen Fehlern, der, wie Lady Byron sagt, der tiefere Ernst fehlt. Byron nennt sie oft „dear Goose“ und verwünscht ihren verzwickten Stil, das „damned Crincum — crancum“ aber ihre Haltung gegen Byron ist erfüllt von der schönsten Selbstlosigkeit und ihre Inconsequenz und verliebte Milde haben sie zu einem besseren Kameraden für ihn gemacht, als die kluge Lady Byron sein konnte. In der Zeit, wo die ganze Gesellschaft bis auf wenige rühmliche Ausnahmen gegen ihn tobte, wo auch in der Stadt schon

über sie gemunkelt wird, setzt sie lieber ihren Ruf aufs Spiel und hält bei dem vereinsamten Mann aus.

Die merkwürdige Haltung zwischen den beiden Frauen, — der Verkehr und die Korrespondenz wurden auch nach der Scheidung aufrecht erhalten —, haben viele Beurteiler abgeschreckt an die Wahrheit des Incestes zu glauben. Und doch ist es psychologisch nicht so schwierig. Lady Byron war Augusta für ihr tapferes Eintreten für sie während ihrer Ehe verpflichtet, sie hat nur Gutes von ihr empfangen, weiter glaubte sie, daß Byron der schuldvollere Teil, Augusta nur die schwache Verführte sei, die man zum Bereuen und zur Tugend zurückführen müsse. Sie korrespondiert hinter dem Rücken von Augusta mit deren bester Freundin, die auch eingeweiht ist, und mitteilt, daß Augusta einmal drauf und dran war, Byron nach der Schweiz zu folgen.

Andererseits hatte Augusta größtes Interesse daran, die kursierenden Gerüchte nicht zu verstärken. Und nichts deckt ihren Ruf mehr als die Verbindung mit Lady Byron, der sie ja auch wirklich zugetan ist und mit der sie nicht brechen will, da Anna-Bella ihre Kinder unterstützt. Der Briefwechsel der beiden Frauen ist qualvoll zu lesen. Augusta Leigh demütigt sich in der stärksten Weise, sie kommt überein mit ihrer Schwägerin, daß sie alle Briefe an und von Byron dieser weitergibt und jammert über Byrons schönste Strophen an sie. Das Verhältnis bessert sich mit den Jahren nicht. Es erfolgt nochmals eine Aussprache, die ein kühleres Verhalten auf beiden Seiten hervorruft. Es läßt sich nicht abstreiten, daß Augusta's Einfluß auf die Dichtung Byrons größer ist, als der seiner Frau. An sie sind die wärmsten Strophen gerichtet, die Byron überhaupt an eine Lebende schrieb. Seine Haltung gegen sie ändert sich während seines Daseins nicht mehr. Er betont immer: „mine were the faults and mine

be their reward." Die Stanzen an Augusta sind fast wörtlich anzuführen, soviel persönliche Wärme und Dankbarkeit spricht aus ihnen. Das Beste, was Byron über eine Frau sagen konnte, gilt ihr.

„Though human, thou didst not deceive me,
Though woman, thou didst not forsake,
Though loved, thou forborest to grieve me,
Though slander'd, thou never couldst shake."

Er wird nicht müde, diese Schwester zu preisen. Als Verfehmter, wie Macaulay sich ausdrückt, vom ganzen Land in einem Anfall britischer Tugend ausgestoßen, verläßt der glänzende Liebling der Londoner Gesellschaft England am 25. April 1816. Lady Byron hatte zwar den Grund der Scheidung nicht bekannt gegeben, trotzdem Byron sie durch Hobhouse hatte bitten lassen; Byron selbst war aber doch nicht aufgetreten gegen das Schweigen und hatte die Rechtsmittel, die ihm zur Verfügung standen, nicht benützt, um die Aussage der Lady zu erzwingen. Das allein erlaubt schon den Schluß, daß Dinge vorgelegen haben müssen, die es ihm unmöglich machten, öffentlich zu kämpfen. Byron, der die Frauen wenig ernst nehmen wollte und sich so häufig darin gefiel, sie als leichte Beute zu betrachten, war durch eine Frau um Heim und Vaterland gebracht. Die Stimmung seiner Gattin gegenüber ist jahrelang eine wechselnde. Er hat sich auf Zureden von Madame de Staël zu einem versöhnenden Entgegenkommen herbeigelassen und war doppelt erbittert, an einer starren Verschlossenheit abzuprellen. Da klingen nun die Verse (Lines on hearing Lady Byron was ill) wohl nicht angenehm, die sagen:

„I am too well avenged! — but 't was my right;
Whatever my sins might be, thou wert not sent
To be the Nemesis who should requite." —

Und der Ausdruck „the moral Clytemnestra of her Lord“ so stark er ist, trifft das Richtige. —

Wie die Jahre vorbeigehen und Schmerzen sich mildern, hat Byron, der auch im Gespräch immer wieder auf seine Frau zurückkam, wie besonders Lady Blessington betont, einmal eine Frauengestalt geschaffen, die so ganz dem entspricht, wie er selbst seine Frau zu haben wünschte. Es ist Zarina im Sardanapal. In ihr, der vornehmen Frau des leichtlebigen Fürsten, vereinen sich die Tugenden, die ihm an einer Frau ihrer Stellung besonders wert und lieb sind. Auch Zarinas Ehe war eine Staatsheirat. Doch sie lernte ihren Gatten lieben. Sie schenkte ihm die Thronerben, die das ewige Band zwischen ihnen bilden. Sie ist zu stolz, um dem Ungetreuen Vorwürfe zu machen und zu keusch, um sich ihm lockend aufzudrängen. Ihre Sorge für ihn bleibt wach, auch nach jahrelanger Vernachlässigung. Nur um der Kinder willen trennt sie sich in Gefahr von ihm, denn sie gesteht, daß sie ihn auch jetzt noch liebt. Er sagt ihr zu seiner Entschuldigung:

„. . . . . I was not formed
To prize a love like thine, a mind like thine,
Nor dote even on thy beauty — as J've doted
On lesser charms, for no cause save that such
Devotion was a duty, and J hated
All that looked like a chain for me or others„. —

Ergreifend ist das Bild von dieser Frauengestalt, wie Salamenes die Königin in der abstoßenden Barke schildert, an der Seite ihrer Kinder, blaß und tränenlos, ihre Blicke an den Palast heftend bis er ihr im Zwielicht entschwindet. In der kurzen Szene hat Byron ein umfassendes Charakterbild einer unendlich vornehmen und gütigen Frau geschaffen. Er gibt Zarina eine herrliche

Kraft selbstloser Liebe, eine Milde, die nicht verzeihen braucht, weil sie nicht verurteilt. Das alles hat Annabella Byron gewiß nicht besessen. Aber man merkt, es wäre Byron ein tiefes Bedürfnis gewesen, es einmal zu hören und selbst sagen zu dürfen:

„My gentlewronged Zarina!
J am the very slave of Circumstance
And impulse — borne away with every
breath! . . . .“
„ . . . . Tis too late
To think of these past dreams, Let 's not reproach
That is reproach me not — for this lost time.“ —

Freilich hat die Erinnerung an sie auch andere Gefühle und Vorstellungen erweckt. Die Incantation in Manfred zeigt Byron's Seele stärksten Hasses fähig: Es ist wieder eine furchtbare zauberhafte Verwünschung, die sehr poetisch eingeleitet ist, deren folgende Strophen aber zu deutlich sind, um einen Zweifel zu lassen, wem sie gelten:

By thy cold breast and serpent smile,
By thy unfathom'd gulfs of guile,
By that most seeming virtuous eye,
By thy shut soul's hypocrisy;
By the perfection of thine art
Which pass'd for human thine own heart;
By thy delight in others'pain,
And by thy brotherhood of Cain,
J call upon thee! and compel
Thyself to be thy proper Hell!

Er fühlt sich mit Dante vereint in dem Geschick und gedenkt ihres gemeinsamen Unglückes in der „Prophesy“. „The cold partner who has brought Destruction for a dowry“. Die größte Aeußerung sehen wir dann im Don Juan; wo er mit dem Stift eines Spötters eine Kari-

katur liefert, die der witzigste Zeichner nicht übertreffen könnte. Aber es hat eine Zeit gedauert, bis er über seine eigenen Schmerzen lachen kann.

Das einzige, was ihm in der Heimat noch lieb und wert ist, ist Augusta und seine kleine Tochter. Den dritten Gesang des Childe Harold eröffnen Verse an Ada, die er nie mehr sehen sollte, und deren Zuneigung er doch gewann. Trotzdem man ihr bis zu ihrer Volljährigkeit kein Bild ihres Vaters zeigen durfte, hat sie sich — die vor ihrer Mutter starb — neben ihm begraben lassen. Am schönen Rhein wäre er glücklicher, teilte die Schwester diese sonnigen Tage. Er schickt mit ein paar sehnsüchtigen Strophen Maiglöckchen als Gruß an sie. Worte aus dem Manfred werfen im „Childe Harold III", ihren Schatten voraus: die Geliebte „was bound by stronger ties than the church links withal".

Am Genfer See zur Ruhe gekommen, tritt ihm sein schmerzliches Geschick erst recht vor Augen. In neuer Umgebung, unter fremden Menschen fühlt er den Verlust doppelt. Er schaut zurück und läßt in den Nächten wieder und wieder die Ereignisse an sich vorbeiziehen. „What deep wound ever closed without a scar? The heart's bleed longest and but heal to wear that which disfigures ith." — Die blutende Wunde muß von innen aus heilen. Ueber zwei Probleme will er sich klarer werden, damit er gesund wird. Die Geschichte seiner Ehe und die Beziehung zu Augusta. Wir sehen seine Gedanken darüber im „Dream" und im „Manfred".

Im Traum kommt ihm die erste und tiefste Liebe seiner Jugend wieder ins Gedächtnis. Er sieht sich und Mary Chaworth unter der Baumgruppe stehen, er spürt wieder, welches Glück ein Händedruck war, er spürt wieder den Schmerz des stolzen, beherrschten Abschieds.

Er sieht Mary traurig im reichen Kreise ihrer Lieben und sich verwirrt vor dem Altar mit einer Anderen stehen, und der alten Liebe gedenken. Sie Beide im Elend, ihr verwischt Wahnsinn die Wirklichkeit, ihn brennt das Mal des Fluches und der Verödung.

Es ist klar, daß man über eine Verbindung, die so unglücklich ausging, wie die Ehe Byron's, nachsinnt: was war falsch? Hier im „Traum“ sagt ihm ein Fühlen, ihr Beide mußtet unglücklich werden, weil ihr den unrechten Gefährten gewählt habt. Euer Glück wäre nur aus eurer Gemeinsamkeit erblüht, alles andere war nur Halbheit. — — — Damit sieht er den Hauptfehler seiner Ehe ein. Er hatte eine gewisse Schuld von Anfang an, denn nie konnte er so zufrieden werden mit einer anderen Frau; stets hat er sein Entzücken an jenem Gefallen gemessen, das das stärkste und reichste seines Lebens war, neben dem doch alles spätere verblassen mußte.

Mit dieser Aeußerung ist der beherrschende Einfluß dieser Art der Neigung in der Dichtung gebrochen. Eine andere Auffassung zur Frau zu stehen macht sich von jetzt ab bei Byron geltend. Die Reife, die der wahre Schmerz ihm verliehen, der Eindruck der Macht, den die schwache Frau auch außerhalb ihres sinnlichen Zaubers in Händen hat, die Erfahrung seiner Jahre, und der Umgang mit anders denkenden Menschen, hat eine bleibende Aenderung in der Darstellung seiner Frauengestalten hervorgerufen.

Noch mußte er sich mit etwas Anderem auseinandersetzen. — Manfred's dramatische Handlung ist nur eine geringe; das Ganze führt und beherrscht der starke Stimmungszauber, der über dem düsteren und großartigen Werk liegt. Zerrissene Klüfte und schattenhafte Tiefen weist es auf, wie das Gebirge. Der Sturm der

Höhen durchbraust es zerstörend und vernichtend wie die Leidenschaft ein Menschenleben, aber über ihm klingt eine süße Melodie wie ein Hexenlied. Es ist begreiflich, daß das Werk Musiker zur Ausdeutung reizt. Hier hat Byron die geheimnisvolle Dunkelheit bis zur äußersten Spannung getrieben.

Manfred beschwört Geister, um von ihnen Vergessen, Selbstvergessen zu erlangen. Sie können es ihm nicht gewähren. Er flieht in die höchsten Höhen, um ein freies Grab zu suchen. Der Gemsenjäger rettet ihn. Da taucht wieder seine Schuld vor ihm auf; Blut ward vergossen, sie liebten sich wie es die größte Sünde war, ewig nun dem Himmel fern. Sein Unrecht traf die, die er am meisten liebte. Wieder im Tal beschwört er die Alpenfee und schildert ihr sein Leid. Erzählt, daß er liebte, die ihm verwandt war an Bildung ihres Leibes und ihrer Seele, nur schöner und sanfter, deren Fehler er hatte, nicht aber ihre Tugenden. Mit seinem Herzen brach er das ihre. — Doch die Tochter der Luft hat kein Erbarmen mit seinen Schmerzen um ein Menschenweib. Wohl könnte sie ihm helfen, doch nur um den Preis des Gehorsams; allein Manfred will nicht dienen. Seine Gedanken können sich nicht von der unglücklichen Geliebten losreißen. Endlich gewährt ihm Ahriman, der Fürst der Geister, seinen Wunsch und Astartes Gestalt erscheint in alter Schönheit. Nemsis fordert sie auf zu sprechen — sie schweigt. — Er bittet herzzerreißend, er möchte einmal noch im Leben die Stimme hören, die ihm Musik war. Astarte ruft dreimal seinen Namen und verheißt ihm, daß morgen sein Erdenleid schließe. Im Schloß versucht der Abt Manfred für den Kirchenglauben zu gewinnen, doch muß er vor der Entschlossenheit Manfreds zurückweichen. Zwei Diener tauschen ihre Meinung über den Herrn aus und einer weiß von der Gräfin Astarte, der steten Gefährtin

seines Wanderns und Wachens, zu erzählen, doch unterbricht sie der Abt, um erneut zu Manfred zu dringen. Manfred aber weiß sich selbst der bösen Geister tapfer zu erwehren, will sterben, wie er gelebt, allein. —

Ganz aus Manfreds Seele heraus müssen wir uns Astarten's Bild bauen. Die geliebte Erscheinung selbst spricht nur ein paar Worte. Aber ihr Wesen ist doch genügend angedeutet, um ihren Zauber glaubhaft zu machen. Die schöne Schwester und Gefährtin seiner Tage entzündete sein allzuwildes Blut. Sie liebten sich, wie es ewige Sünde war und an dieser Schuld starb Astarte. Um ihre Verzeihung zu erlangen und um sie selbst wieder zu schauen, dringt er bis in die höchsten Geisterreiche. Nemesis, die Rachedurstige, fordert Astarte auf zu erzählen, doch nur der Name des Geliebten kommt von ihren Lippen und ein Trostwort. Auf sein inbrünstiges Bitten hin nur nochmals sein Name und die Erscheinung schwindet.

Es ist der Frau nicht gegeben, im höchsten Schmerz, den wahren Ausdruck zu finden. Parisina öffnet den Mund, um mitzuteilen, aber nur ein Schmerzensschrei kommt aus dem übervollen Herzen. Gretchen wehrt sich in der höchsten Angst mit dem Namen des Geliebten. Astarte hier legt in den Namen alles Gute, was sie sagen möchte und verbirgt hinter ihm alles Schlimme, was sie sagen könnte. Byron hat doch dieser Frau höchste Schönheit und edelstes Wesen geben wollen und es wird ihn da — nicht wie boshafte Kritiker sagen, ein Mangel an Phantasie, — sondern ein künstlerisches Empfinden geleitet haben, sich auf die geringste Aeußerung zu beschränken. Alle Worte würden das, was hinter ihr steht, verkleinern und in die irdische Sphäre und das irdische Maß des Leides herunterziehen. So ist sie noch einmal Erscheinung des Außergewöhnlichen. —

Die Figur hat natürlich großes Interesse erweckt. Es war mehr als kühn, ein solches Motiv aufzunehmen, wenn schon der Verdacht des Incestes auf einem lastet. Aber Byron hat zu Moore schon 1814 ausgesprochen, was in der Angelegenheit seiner Scheidung besonders auffällt. „Nie habe ich den herrschenden Gewalten geschmeichelt, nie einen Gedanken unterdrückt, den es mich auszusprechen gelüstete“. Und wenn er auch manchmal sagt: „I speak not, I trace not, I breathe not thy name“, so führt er außer dem Namen doch soviel an, daß man Bescheid weiß. Er mußte sich eben einfach äußern, oder er wäre nie der Künstler geworden, dem wir soviel verdanken. — Er hat damit das Motiv des Incestes nicht zum ersten Male behandelt. Ursprünglich sollten schon in der Braut von Abydos Selim und Zuleika Geschwister sein. Er hat damals nur ein Zugeständnis an das Publikum gemacht. Parisina ist das zweite Stück diesen Inhalts. (In der Vorrede dazu fühlt er sich noch gezwungen, auf andere Dichter, die den gleichen Stoff behandeln, hinzuweisen.) Im Cain wird dieser dort natürliche Zustand ausdrücklich als spätere Sünde erwähnt, in Sardanapal vergißt er die Geschichte von Semiramis und Ninya nicht. Die Geschwisterliebe ist seit der französischen Revolution mehrfacher Gegenstand der Dichtung in ganz Europa gewesen. Auch Shelley verwendet das Motiv in Laon und Cythna, Rosalind und Helen und in stärkster Wirkung in den Cenci's. Sehr richtig sagt Otto Maurer in der Besprechung dieses für die Romantiker interessanten Problems: „bei Byron ist es die trotzige und überlegende Reaktion der selbstsicheren Stärke gegen die Verleumdungen der Gesellschaft, die ihn im Cain und Manfred daran rühren läßt; man hatte ihn des Schändlichsten beschuldigt: wohlan, wenn es so wäre?“ Byron will eben überhaupt mit seiner Persönlichkeit die Grenzen

der Konvention sprengen, sein Verlangen hat in nichts Raum genug, sein Naturell kann sich nicht frei genug bewegen. Er ist zweifellos ein großer männlicher Egoist, der doch an der eigenen Sündhaftigkeit krankt. Zu seinem Künstlertum braucht er die große Spannung in sich zwischen Gut und Böse, zwischen Lust und Pein. Deshalb sind gerade die extremen Schilderungen, der Liebesrausch oder die tiefste Verzweiflung ihm am besten geraten. Ein ruhiges Glück hat für ihn gar kein Interesse.

In diese Periode der äußeren Ruhe und des Rückblickens fällt das Zusammensein mit Shelley. — Gerade für die Darstellung der Frau ist dieser Aufenthalt am Genfer See von Mai bis September 1816 ein wichtiger geworden. Das Zusammentreffen der beiden Dichter hat Jane Clairmont, die Stiefschwester von Mary Shelley, vermittelt. Sie hatte mit Byron in London eine kurze und nur von ihrer Seite aus leidenschaftliche Liebesepisode angeknüpft. Der Fall dieses begabten, hübschen Mädchens ist charakteristisch für die Anziehungskraft seines Namens. Aufgewachsen in dem Milieu des Hauses Godwin, hat sie von Jugend auf viel Theorien über freie Liebe gehört und ihr leidenschaftliches Naturell hat sich an dem Ruf seiner romantischen Persönlichkeit so entflammt, daß sie sich zur Trösterin des Mannes in den Tagen seiner Scheidung auserkoren glaubte. Man hat Byrons Verhalten zu ihr sehr verurteilt, namentlich ist Shelley später oft für sie und ihre Mitbestimmung an der Erziehung ihres Kindes eingetreten. Aber Byron gehört eben zu den Männern, die lieber eine Frau suchen und für sich gewinnen, als von einer Anbetenden erobert sein wollen. Ein Mangel an Zurückhaltung enttäuscht ihn nach kurzer Zeit so, daß er ihrer vollständig überdrüssig wird und sie rücksichtslos abschüttelt. Ihr Charakter war ihm unerträglich; da zog er bei weitem

den leichtsinnigen Typ vor, die von selbst wieder wandern oder deren Flatterhaftigkeit die Gefahr des schnellen Verlustes vor Augen führt. Jane Clairmont hat er mit unbeugsamem Willen später von sich und nach Möglichkeit von der kleinen Allegra ferngehalten.

Für die Theorien der allgemeinen Menschenliebe war er eben nicht zu haben. Auch nicht für die verstandesmäßige Erziehung, die Shelley für sein neues Frauenideal forderte. Das sehen wir am deutlichsten an seiner kleinen Tochter, die er, der in den calvinistischen Lehren aufgewachsen ist, in ein Kloster zur Erziehung gab, weil er diese traditionelle Schulung besser den Bedürfnissen des weiblichen Geschlechts angepaßt fand. Aber mehr Eindruck auf seine dichterische Einstellung zur Frau hat Shelley's persönliches Beispiel und überzeugendes Feuer gemacht. Man pflegt Byrons spätere Dichtung in eine idealistische und in eine satyrisch-nihilistische einzuteilen. Dem Charakter des Ganzen entsprechend, sind seine Frauengestalten. Die satyrische Auffassung der Frau, die spöttische Leichtigkeit des Zeichnens, hat der Süden in ihm zur Reife gebracht, die idealistische Richtung seiner Dichtung geht auf den nachhaltigen Einfluß seines Schweizer Aufenthalts zurück. Die leidenschaftliche Ueberzeugung Shelley's von der Gleichwertigkeit und der Würde der Frau als Kameradin des Mannes, als seiner Gefährtin und Mitkämpferin um die Ideale der Menschheit, der Kraft der Frau, die in ihrer größeren Hingebungsfähigkeit liegt, diese mit höchster Begeisterung verteidigten Ansichten des edlen Herzens von Shelley, denen seine reine Idealität, verbunden mit künstlerischer Sinnlichkeit, eine doppelte Durchschlagskraft verlieh, haben dazu beigetragen, eine Umgestaltung der Frauencharaktere Byrons hervorzurufen. In den Werken dieser Periode stehen sie nicht mehr auf dem Altar, werden sie nicht

in Ekstase vergöttert, wird das Leben des Mannes nicht mehr um ihretwillen geopfert, sondern beide gehen Hand in Hand, tragen Kämpfe gemeinsam, helfen sich gegenseitig — die Leidenschaft muß der Liebe weichen. —

III.
Der sinnliche Süden.

Im Leben freilich bringt der Süden zuerst nur den Rausch. Byrons Aufenthalt in Venedig vom November bis zur Bekanntschaft mit Teresa Guiccioli, ist ein vollkommenes Gehenlassen. Hat er in der Gesellschaft der Shelley's eine schöne geistreiche Unterhaltung genossen, so verliert er sich hier in alles möglichst „Unenglische". Man hat deutlich das Gefühl, daß er die vornehmen Leute gründlich satt hatte. Zuhause hören die Verleumdungen nicht auf, in der Schweiz hatte man ihn mit hypokritischer Neugierde verfolgt, seine Frau zeigte sich unversöhnlich und nun trotzte Byron und schrieb einen ausführlicheren Brief nach dem anderen über die Freuden der Lagunenstadt und die Genüsse, die seinen Sinnen offenstanden. Er fühlte sich geeignet, das wahr zu machen, was Asham im Schoolmaster treffend bezeichnet „Un Inglese italianato è un diabolo incarnato".

Mariana Segati, die Frau seines Hausbesitzers, hatte ihn gleich in der ersten Woche für sich gewonnen und ihr blieb er über ein Jahr lang treu. Er beschreibt entzückt ihre Schönheit, die Antilopenaugen, die schöne Stimme, ihr feuriges Temperament. Ihre Nachfolgerin Margarita Cogni, die er im Carneval 18 entdeckt hatte, war äußerlich ihr Gegenstück, blond, blauäugig, groß, dabei aber von südlichster Lebhaftigkeit. Wenn man die Beschreibung dieser Frauen genauer studiert, so wird man begreifen, daß außer ihrer Schönheit die „Rebellion" sie ihm so teuer gemacht hat. Es war ein Niedersteigen

in die vollkommene Unbeherrschtheit. Er hat die „Dame“ satt mit ihren Ansprüchen an Selbstzucht und ihrer nicht seltenen Gegengabe der Langweile. Der hemmenden „Tugend“ seiner Frau wollte er die Freuden der sprudelnden leichten Sinnlichkeit gegenüberstellen; bewußt hat er sich wie selten ein Engländer in die Arme eines anderen Volkes geworfen und fand gewiß bei den liebenswürdigen, graziösen und witzigen Italienerinnen auch der untersten Kreise, trotz ihrer Sittenlosigkeit, manche Tugend, die ihm das Leben freundlich aufhellte oder wenigstens mit Genuß übertäubte.

„Female hearts are such a genial soil for kinder feelings, what-soever their nation“. Sie machten keine großen Ansprüche an Selbstbeherrschung, besonders Margarita Cogni hat seine Reizbarkeit mit gleicher Münze heimgezahlt. Da wurde ausgekämpft und ausgestritten, Scenen von tobsüchtigem Gebaren haben sich besonders in dem Palast, den er von der Gräfin Mocenigo gemietet hatte, und von April 18 bis April 19 bewohnte, abgespielt. Byron hatte direkt eine Freude daran, die Weiber, die in seinem Palast in größerer Zahl häufig Gäste waren, während Margarita Cogni als Hausbeschließerin dort herrschte, tüchtig hintereinander zu bringen und ihre gewandten, schlagfertigen und unverblümten Antworten zu erlauschen. Es war ihm eine neue Welt, und die Leidenschaften, die er gerne studierte, zeigten sich dort unverhüllter und doch nicht ohne Grazie. Der weiche Dialekt war seinem Ohr eine Freude, für Lachen und Witz von Frauenlippen war er sehr eingenommen. Margarita Cogni, die öfters aus seinem Hause entfernt werden sollte, entwaffnete ihn immer wieder durch ein lustiges Wort. Den berühmten Carneval von Venedig hat der englische Lord jeweils tüchtig mitgemacht. Viele kleine satyrische Betrachtungen des Don Juan kommen aus diesem Milieu:

„Now what J love in woman is they won't
Or can't do otherwise than lie — but do it
So well, the very Truth seems falsehood to it".

Freilich brachte dieses Lotterleben Byron auch körperlich sehr herunter. Er gesteht Moore später selbst, er wäre gestorben, wenn diese Orgien nicht aufgehört hätten. Ein deutliches Zeichen seiner beginnenden Energielosigkeit ist die Gleichgültigkeit gegen sein zunehmendes Körpergewicht. Byron, der seit Cambridge eine äußerst strenge Diät einhielt, um die gefürchtete Korpulenz seiner Mutter nicht zu bekommen, ließ sich zum ersten Male hier gehen. Englische Besucher sind entsetzt über sein gealtertes Aussehen, aber so sehr sie es wünschen, ihn aus der äußerst zweifelhaften Gesellschaft loszulösen, wäre ihnen kaum gelungen. Er verkehrte in diesen Jahren viel mit dem englischen Consul Hoppner, dessen Frau sich auch rührend um die kleine Allegra annimmt, die im März 18 den merkwürdigen Haushalt noch vergrößert. Byron beschreibt sein Töchterchen selbst sehr nett in einem Brief an Augusta. Es wäre Lady Caterine Byron sehr ähnlich und wäre ein richtiger kleiner Teufel — „aber das hat sie vom Papa". Später nimmt er sie mit nach Ravenna, dort fühlt sie sich recht wohl, immer wird aber ihr Eigensinn gerügt, der wohl auch ererbt war. Im Frühjahr 21 schickt er sie zur Erziehung nach St. Anna in Bagnacavallo, aber nach einem Jahr stirbt das fünfjährige Mädchen an einem epidemischen Fieber. Byron hat sich ehrlich um die Kleine angenommen, trotzdem ihm das Kind in seinem Haushalt eine Belastung war. Die Nachricht von ihrem Tod hat ihn sehr erschüttert. Es war ihm sicher ein Schmerz, das junge Leben vergehen zu sehen, und wenn er am nächsten Tag gleichgültige Worte geäußert haben soll, so ist doch in Betracht zu ziehen, ob er es nicht tat, um seinen Verlust nicht zu zeigen. Er hat ihre

Leiche nach Harrow bringen und an seinem alten Lieblingsplatz begraben lassen. —

Doch diese Ereignisse hat alle schon eine Frau mit getragen, der es gelungen war, ihn aus seiner unwürdigen Umgebung emporzuheben. Teresa Guiccioli, die neunzehnjährige Frau eines alten Grafen, hatte er bei einem schöngeistigen Tee der Gräfin Benzoni kennen gelernt. Beide haben aufeinander sofort tiefen Eindruck gemacht. Teresa mit ihrem jungen Herzen war gleich verloren, aber auch Byron hatte sich sofort entschlossen, „to enslave her“. Sie wird uns als ganz hellblonde Frau geschildert, fast nach norwegischer oder schwedischer Art, mit schwärmerischen blauen Augen, sehr feinen Zügen, von nicht sehr großer und nicht zu schlanker, aber wohlgeformter Figur. (Gehässige Engländer sagen sie sei „clumsy“ gewesen, wie man überhaupt dem Urteil der Landsleute Byron's nicht ganz trauen darf. Teilweise spürt man eine leichte Eifersucht, daß Byron nun mit einer Ausländerin jahrelang zufrieden leben kann, teilweise kommt wohl auch die Unfähigkeit dazu, einen anderen Typ als den ihren richtig bewerten zu können.)

Ihr Wesen muß eine sehr große Weichheit und Schmiegsamkeit besessen haben, neben einer unendlichen Selbstlosigkeit in der Liebe. Diese Tochter der vornehmen, aber verarmten Familie der Grafen Gamba war bis zu ihrem 15. Lebensjahr im Kloster erzogen worden und mit sechzehn Jahren an den 60jährigen, reichsten Grundbesitzer der Romagna verheiratet worden. In Byron sah sie zum erstenmal einen Mann, der ihr körperlich und geistig als Ideal erschien und sie hat nicht gezögert, alle Schwierigkeiten für diese Liebe auf sich zu nehmen. — Die Trennung von dem Geliebten durch die Abreise von Venedig brachte sie fast dem Tode nahe und ihre Familie mußte sich herbeilassen, Byron einzuladen, nachzukommen.

Sie sind nun abwechselnd durch Reisen getrennt, aber im September verläßt er zusammen mit Teresa Bologna, um gemeinsam mit ihr — mit Erlaubnis des Gatten — nach seinem Landhaus La Mira zu gehen. Byron wird dort von ihr bei einem Anfall von Sumpffieber rührend gepflegt. Nun kommt aber doch der Gatte wieder und verbietet jeden Verkehr und jede Korrespondenz. Allein Teresa erkrankt nach der neuen Trennung wieder so schwer, daß Byron nach Ravenna gebeten wird. Dies war der entscheidende Sieg der Liebenden. Ein Schritt, der für Byron nicht ganz leicht war. Er hatte auch diese Liebe — nach seinen vielen Erfahrungen ist es nicht zu verwundern — anfänglich mehr als Abenteuer betrachtet, aber die tiefe und opferfreudige Neigung von Seiten dieser schönen und jungen Frau hat ihm wohl gelehrt, daß er es nicht mehr mit einer leichtlebigen Südländerin zu tun habe, sondern daß auch unterm blauen Himmel ernste und starke Liebe vorhanden sein kann. Teresa hat nicht geruht, ehe sie die Auflösung ihrer Ehe vom Papst erlangt hat, sie konnte nun frei über sich verfügen und kehrt in das Haus ihres Vaters zurück. Byron, der dieser Angelegenheit nicht fördernd beistand, wird nun doch in Ravenna ansässig. Er führt dort ein Leben ganz nach seinem Geschmack. Die junge Frau ist nur zu bewundern, mit welcher Selbstverständlichkeit sie all seine Wunderlichkeiten erträgt und nicht wie Lady Byron versucht, einen Mann nach der konventionellen Schablone aus ihm zu machen. Sie gibt uns in ihrem zweibändigen Werk mancherlei Aufschluß über Byron's Vorleben. Um Lord Byron zu gefallen sagt sie, muß eine Frau etwas Unmaterielles haben. Dies ist auch der Grund, warum er sich weigert, eine Frau, die er liebt, essen zu sehen. Die Freude an zarter Frauenschönheit hat ihm auch die flämische Schule vulgär erscheinen lassen. Ein allzusinnlicher

Blick konnte ihm eine Frau verleiden, immer war die größte Freude für ihn etwas Reines, Gütiges; selbst den niederen Frauen, die er in Venedig um sich hatte, soll wenigstens äußerlich eine gewisse verfeinerte Schönheit nicht gefehlt haben. Teresa weist ferner darauf hin, daß fast alle Frauengestalten Byrons Schwestern sind in einer Fähigkeit: „d aimer passionément et chastement“.

Teresa wird von ihm nicht zu sehr verwöhnt. Ihr ist es Freude genug, wenn er gegen Abend ein paar Stunden mit ihr verbringt, die übrige Zeit gehört ungehindert dem Sport, der Arbeit und Freunden. Sie sind sehr wohl aufgenommen in der besten Gesellschaft. Byron hat Sympathie für die Bewegung der Carbonari und wird dadurch der Familie Gamba noch mehr verbunden; doch bald zwingen politische Verhältnisse Vater und Bruder, von Teresa zu wandern. Byron, der Ravenna lieb gewonnen, trennt sich schwer von dem schönen Ort, erst als Shelley in Pisa für ihn und Teresa einen passenden Palast gefunden, kommt er im November dorthin nach. Shelley spricht von dem Eindruck Teresas mit größter Hochachtung. Er schreibt an seine Frau: „Si Lord Byron a jamais eu de mauvaises passions, il les a subjuguées; et il devient ce qu’ il devait être: un homme vertueux“. Aber Shelley ist vielleicht auch der einzige Engländer der Umgebung Byrons, der der Leistung und Einwirkung dieser jungen unerfahrenen Frau gerecht wird. Alle anderen (Moore, Lady Blessington, Medwin) betonen, daß man eben aus Bemerkungen, mündlichen oder brieflichen, und seinen Aeußerungen im „Beppo“ und „Don Juan“, aus den Bemerkungen über die Beschäftigungen des „Cicisbeo“, aus seinem langen Zögern bei den Umzügen der Familie Gamba doch schließen müsse, daß er auch Teresa wieder mit sehr abgekühlter Liebe gegenüberstand. Leigh Hunt ergeht sich in wenig schmei-

chelhaften Worten. Wohl erkennt er ihre äußeren Vorzüge an, „handsome and lady — like, with an agreeble manner“, aber er betont sehr stark ihre Nachteile. „None of her graces appeared entirely free from art; There was doubtless mingled a good deal of the self-love natural to a flattered beauty. In a word, Madame Guiccioli was a kind of buxom parlour-boarder, compressing herself artificially into dignity and elegance, and fancying she walked, in the eyes of the whole world, a heroine by the side of a poet. When Lord Byron talked freely to her before others, she was not affected by what would have startled a delicate Englishwoman, (a common Italien defect) but when he alluded to any-thing more pardonable, she would get angry . Auch Medwin färbt zu Gunsten von Lady Byron schön. —

Wäre es aber so gewesen, wie die Landsleute Byrons es darstellen, so wäre Byron der letzte, der sich wegen einer erloschenen Liebe Unbequemlichkeiten auferlegt hätte. Man muß nur bedenken, aus welcher Umgebung Teresa diesen Mann an sich zog, und daß der italienische Ton, auch der guten Gesellschaft, viel freier und natürlicher ist, als der englische. Daß Byron ihr sogar auf sein Schaffen Einfluß gewährte, (die Anregung der Prophecy of Dante, das Liegenlassen des Don Juan etc.), daß ihr eine seiner schönsten Frauengestalten, Myrrha, nachgebildet ist und daß Byron last not least mit ihr doch länger als irgend einer anderen Frau zu leben vermochte, sind doch ausschlaggebende Punkte. Man wird vielleicht in mancher Hinsicht an das Verhältnis von Goethe und Christiane erinnert, aber man kann doch nur Byron beglückwünschen zu der viel vornehmeren Frau, die sich nicht gescheut hat, das Odium der unverheirateten Geliebten auf sich zu nehmen. Daß Byron, genau wie Goethe, eine Frau brauchte, die sich freiwillig unter ihn stellte, die für seine

Fehler eine außerordentliche Toleranz hatte, die ihn durch ihre Lieblichkeit und ihre schwärmerische Neigung immer wieder in den Kreis des Lebens und des Schönen zog, erscheint nur natürlich. Aber das wollten die Engländer, die in ihrem großen Landsmann doch hervorstechend den Mann von Welt und Angehörigen ihrer Adelsklasse und weniger den sensitiven Künstler sahen, eben nicht zubilligen.

Die tapferen Gefährtinnen.

In der Zeit seit Byron sich 1816 von Shelley getrennt hatte, entwickelt sich mehr und mehr seine doppelte Schaffensart, die seinem Wesen so sehr entspricht. Ueberwiegend macht sich zuerst die ideale Strömung geltend, während in den Jahren 22/23 und dem kurzen Rest von 24 der Don Juan doch die Hauptkraft beansprucht. —

Im Marino Faliero, einem Drama der venezianer Geschichte, ist die Frauengestalt nach seiner eigenen Aussage „his own creation". Angiolina, die junge, schöne Tochter Loredanos, wird durch den letzten Willen ihres Vaters mit Marino vermählt. Die junge Gemahlin des Greises zeigt in der ersten Scene des zweiten Aktes hohen Sinn und schönste Vornehmheit des Denkens. Sie kann gar nicht begreifen:

„. . . . . . that wedded bosoms could permit themselves
To ponder upon what they now might choose
Or ought save their past choice. —".

Sie steht vor sich selbst als liebende und pflichtgetreue Gattin viel zu hoch, als daß die beschimpfenden Worte von einem der „Vierzig" sie treffen könnten. Selten finden wir in Byrons Werken solch reine schöne Worte für die Tugend, ja für die Tugenden, die erst aus einer reinen Ehe erwachsen können, wie hier.

„Twere hopeless for humanity to dream
Of honesty in such infected blood,
Although 'twere wed to him it covets most:
An incarnation of the poet's God
In all his marble-chiselled beauty, or
The demi-deity, Alcides, in
His majesty of superhuman Manhood,
Would not suffice to bind where virtue is not.

Angiolina kann die Erbitterung ihres Gatten über eine so feige Frechheit gar nicht verstehen und sie, die junge Frau mahnt den alten tatergrauten Mann nicht in die gefährlichste Leidenschaft des gekränkten Ehrgeizes zu fallen. Sie kennt seinen „fiery spirit". Ihr verursacht die Beleidigung, die sich gegen sie richtet, nur Schmerz wegen des tiefbetrübenden Eindrucks, den sie auf Marino macht. Sie, Angiolina, ist keine visionäre Gestalt, sie ist kein Weib, das nur einem Trieb der Leidenschaft gehorcht, in ihr hat Byron, der in Venedig ja nicht Shakespeare, Otway, Schiller vergessen konnte, eine Figur geschaffen, die doch wohl nicht ohne die geistreiche Portia und die milde Desdemona erstanden wäre. Wie diese kindhafte Frau versucht, dem Leben gegenüberzustehen, wie sie im langen Zwiegespräch eine feine Kenntnis seines Charakters aufweist, wie die Lehren ihres weisen Vaters sich in ihr spiegeln, zeigt:

„J love all noble qualities which merit
Love, and J loved my father, who first taught me
To single out what we should love in others,
And to subdue all tendency to lend
The best and purest feelings of our nature
To baser passions."

Dem Dogen selbst ist sie heiligste Freude. Sie will mit ihm tragen, was ihn drückt. Sie ist kein blind ergebenes Geschöpf, sondern ihr liebegeschärftes Auge sieht auch die

Fehler seines Wesens. Sie warnt ihn eindringlich vor dem Stolz, der die Edlen am leichtesten befällt. Und als nun Marino doch zum Unrecht schreitet und aus persönlicher Verletztheit gegen den Staat handelt, bittet sie für die letzten Jahre seines ruhmreichen Lebens. Nachdem ihr der Rat der „Vierzig“ auch auf ihr eindringliches Flehen um Gnade kein Gehör gegeben, wendet sie sich in einer heroischen Aufwallung an Marino selbst.

„Then die, Faliero! since it must be so;
But with the spirit of my father's friend.“

In ihren Mund legt der Dichter seine Ansichten über den Wert des äußerlichen Ehrgefühls, das meist nur Stolz verbirgt. Sie hat keine hohe Meinung von den erbarmungslosen Richtern, sie spricht die freiesten Worte. Für sie gibt es nur noch ein Dasein, hinter Klostermauern.

Hat der Verstand und die geistige Bildung ihren Ausdruck hier gefunden, so läßt Byron das Herz in der nächsten Scene mehr sichtbar werden; der Abschied und die Bitte von Marino um Erinnerung lähmen ihr den Puls, sie verliert die Besinnung, zu stark ist die Pein der Stunde. — Angiolina ist eine ungemein edel erfundene Gestalt. Das frauenhafte Wesen bei der kindlichen Jugend, die starke Ueberzeugung ihrer sittlichen Anschauung, die durch den weisen Vater herangebildet wurde, sie zeigen Byrons Bestreben, eine Aristokratin des Geistes und des Herzens auf die Bühne zu stellen. Vielleicht aber ist Angiolina nicht ganz lebendig und glaubhaft. Sie hat vielmehr Lehrhaftes, als die anderen byronischen Frauen, hält sehr viel längere Reden und ist überhaupt mehr ein intellektueller Typ als Byron gewöhnlich darstellt.

Auch die weibliche Figur der zweiten venezianer Tragödie gehört nicht zu seinen besten. Vielleicht hängt

das damit zusammen, daß auch sie realistischer und wahrheitsgetreuer sein soll und Byron ist gerade bei der Frauengestaltung besser, wenn er ihnen Unabhängigkeit von Zeit und Raum gibt, wenn er sie nur aus dem einzigen tragenden Gedanken herauswachsen läßt: „without one hope on earth beyond thy love". Rührend in der Einfachheit des Empfindens ist die Frauengestalt der „Beiden Foscari". Sie hat einen heftigeren, tapferen Charakter als Angiolina. Marina ist als das Weib gezeichnet, das, an ihrer empfindlichsten Stelle verletzt, mit Raserei für ihr Liebstes kämpft. Die Verachtung gegen die Anderen entspringt aus der bewundernden Liebe für Jacopo, ihren unglücklichen, doch liebenswerten Gemahl. Gleich bei ihrem ersten Auftreten wehrt sie sich gegen die ruhige, gerechtigkeitsuchende Art ihres Schwiegervaters. Sie ist Italienerin mit flinker Zunge, weniger beherrscht, belehrt und kultiviert, als Angiolina, aber temperamentvoller und wärmer gezeichnet. Sie greift sofort heftig die Gerechtigkeit des Rates an „if it were so, there now would be no Venice". Gut charakterisiert sie sich selbst mit den Worten, in denen sie von lautlosem Ertragen von Schmerz spricht, den auch sie schon überwunden: „ . . . . . for my hope was to bring forth Heroes, and would not welcome them with tears". Sie vereint Trotz und Kühnheit mit unendlicher Weisheit. Vergeblich sucht sie mit herzbeweglichen Worten ihren Schwiegervater aus seiner Starrheit aufzurütteln, zu einer Parteinahme für seinen Sohn. Sie wehrt sich, daß ihr Gemahl die Würde des Hauses Foscari gemindert hätte:

„ . . . . . A truer, nobler, trustier heart,
More loving, or more loyal never beat
Within a human breast".

Sie ist sich wohl ihrer hohen Abkunft bewußt, aber ge-

rade im Bewußtsein dessen fühlt sie sich den adeligen Mächtigen nicht untertan und verachtet das niedere Vorgehen Loredanos, das aus Ehrgeiz und Rache gemischt ist. Sie ist von höchstem Adel der Empfindung, wenn sie auch ungezügelt spricht. Hier hat Byron der Frau etwas von seinem Gefühl des stolzen und kecken Ueberlegenseins über seine philiströsen und haßvollen Richter mitgegeben. — Die Scene zwischen den beiden sich innig liebenden Gatten ist von erschütternder Wirkung. Wir sehen wieder, wie gut Byron Herzenswärme und zärtliche Liebe darstellen kann. Marina kann sich nicht genug tun, ihren armen Jacopo ihrer Liebe zu versichern, ihrer Achtung, ja ihrer tapferen Verteidigung seines Wesens, gegen wen es auch sei: Vater oder Feind.

„. . . . . My husband!
J have sued to accompany thee hence,
And not so hopelessly. This love of thine
For an ungrateful and tyrannic soil
So I could see thee with a quiet aspect,
Js Passion, and not Patriotism; for me,
And the sweet freedom of the earth and air,
I would not cavil about climes or regions“.

Der glühende Haß, den sie für Loredano empfindet, ist nur eine Umkehrung ihrer verletzten Liebe. Kein Wort ist ihr klar genug, um ihm Ausdruck zu geben, keine weibliche Furcht oder Feigheit schließt ihr selbst in seiner Gegenwart die Lippen. Was ihr, der liebenden Frau, der Verlust des Mannes und des Heims bedeutet, sagt sie mit den Worten:

„. . . . . I am a woman:
To me my husband and my children were
Country and home. I loved h i m — how I loved him!
I have seen him pass trough such an ordeal as

The old martyrs would have shrunk from: he
is gone,
And I, who would have given my blood for him,
Have nought to give but tears!"

Die dramatischen Fehler ihrer Figur sind leicht erkannt. Sie ist zu einförmig gegeben; nur Liebe und Haß, nur zärtliche oder verabscheuende Worte kommen über ihre Lippen. Trotzdem ist sie — nur auf ihrem Gefühlsleben aufgebaut — plastischer als Angiolina.

Eines der feinsten und abgerundetsten Frauenbilder, das Byron geschaffen hat, ist die Ionierin Myrrha im Sardanapal. Hier lehnt er sich mehr an den Typ seiner epischen Werke an; seine Vorliebe für Griechenland und den Orient macht ihn geeignet, die freieren romantischen Gestalten glaubhaft darzustellen. Die Charakterisierung im Sardanapal ist im allgemeinen eine sehr gute. Myrrha gegenüber steht ein Herrscher, der viele Züge, ja Schwächen von Byron selbst trägt. Nicht mehr der dunkle, tragische, düstere Held seiner romantischen Epen, sondern eine liebenswürdige Gestalt, mit seinen Fehlern, seiner Weichheit, seiner Unlust zu bestrafen, seiner Zugängigkeit für ein gutes Wort. Den Namen seiner weiblichen Figur nahm er wohl von Alfieri's Trauerspiel Mirra, das ihm sehr gut gefiel. Das erste Auftreten der schönen Sklavin nimmt gleich für sie ein. Im üppigen Gefolge des Königs kommt sie vor unsere Augen; man denkt sich die Ionierin einfacher geschmückt, als die weiblichen Orientalen. Eine gewisse weise Schlichtheit ist in ihren Antworten, sie entgegnet mehr dem Herrn, als dem Geliebten. Ihr Verhalten verrät Takt und Zurückhaltung, Eifer und Bescheidenheit, nicht aber leidenschaftliche Liebe. Sie sagt ihm, daß gekrönte Häupter nur allzuselten den wahren Wert eines Herzens kennen. Mit feinerem Ahnungsvermögen ausgestattet, fühlt auch hier die Frau die Nähe

der Gefahr eher, als der Mann. Sie kennt kein kleinliches Rachegelüste gegen Salemenes, der sie verächtlich als Buhlerin behandelt. Ihre eigene Empfindung spricht sie klar aus:

„Although a Greek, and born a foe to monarchs —
A slave, and hating fetters — an Ionian,
And, therefore, when I love a stranger, more
Degraded by that passion than by chains!
Still I have loved you. If that love were strong
Enough to overcome all former nature,
Shall it not claim the privilege to save you?“

Nur die wahre Liebe fühlt diese Pflicht zu retten. Sie allein stellt sich auf die Seite des tüchtigen, ernsten Salamenes, — welch ein Zug von höherem Stolz sich ihrem persönlichen Gegner anzuschließen — um das Wohl des Geliebten zu fördern. Sie beschwört den leichten Lustgenießer, seiner Ahnen, seines Reiches, seiner Würde eingedenk zu sein. Es ist eine glückliche Erfindung von Byron, daß er der Sklavin dieses selbstlose Interesse zugeteilt hat, und ihr den Mut des Wortes gibt, der sonst nur die ebenbürtige Frau schmückt. Ihre erste Bitte gilt seinem und dem Staatswohl; freilich wird immer ihre griechische Abkunft betont, die ja auch in Byrons Augen über jeden Barbaren und sei's ein fremder König, Ueberlegenheit gibt. Sie vergißt nicht zu betonen, daß ihre Leidenschaft mehr Fessel ist und sie drückt, als die Sklavenketten, in die das Schicksal sie geworfen. Sie fragt sich selbst, warum sie diesen Mann liebt, da ja in ihrer Heimat nur der Held etwas gilt. Sie glaubt die Berechtigung für ihre Liebe darin zu sehen, daß er, der mächtige und reiche Herrscher, sie nötig hat. In kühner Offenheit sucht sie dem König klar zu machen, wie sehr seine Gunst um des Vorteils willen gesucht wird. Als Sardanapal beim üppigen Mahl sich versteigt seine Gäste aufzufor-

dern, auf sein Wohl als eines Königs, Herrschers, Gottes zu trinken, scheut sie zurück und denkt der heimatlichen Götter. Immer betont Byron in ihr, der Sklavin, die freie Liebende, die das Heil des Geliebten im Auge hat. Aber erst wie er nicht vor der Gefahr zurückweicht und sich rüstet, da kommt von ihren Lippen, die sonst so geläufig sprachen, „my Lord, My king, Sire, Sovereign" — „how I love thee". — Sie weigert sich in Sicherheit zu fliehen. Selbst die Schlacht scheut sie nicht, nur eines wagt sie nicht, zu überleben, was sie liebt. Das colchische Gift ist bereit, wenn Rebellen sie bedrohen. Zu Zeus betet sie, dem Liebe zu erzeigen, der von Olymp nichts weiß. Die Kunde von seiner Tapferkeit läßt sie ihre Hingabe an ihn nicht mehr als Schande für die Heimat empfinden. Als sich der Kampf wendet, will sie selbst den König und Geliebten schützen, „in femininely raging (and femininely meaneth furiously".) Sardanapal gibt ein plastisches Bild dieses jungen Weibes im höchsten Affekt, wie sie den Kriegern selbst als Siegesgöttin erschien. In ihr hat Byron das verwirklicht, was Shelley ein so hohes Ideal der Weiblichkeit war: „the union of gentleness with heroic strength and energy". Aber ohne jedes doktrinäre Wesen, nur ein schönheitsliebendes und edles Geschöpf Griechenlands. In schlagendsten Worten kennzeichnet sie das Erfassen des Wertes in dem Geliebten. „I would not have him less than what he should be". Stolz weist sie, trotz der Demütigung durch Sardanapal, nachdem er mit Zarina gesprochen, jede Rettung zurück, um in ihrer Standhaftigkeit und Opferfreudigkeit vor sich selbst wieder gut zu machen, was sie an ihrer Ehre verloren. Die Genossin der Freude will doppelt im Leid sich bewähren. Wer denkt bei dem Flammentod nicht an Goethes Gott und die Bajadere! Welch ein Bild ersteht vor unseren Augen, wenn am Morgengrauen des

letzten Kampftages Myrrha noch einmal das erhabene Schauspiel des goldenen Sonnenaufgangs beobachtet und Kraft und Ruhe aus der Schönheit zieht. Wie sie hört, daß auch der Strom sich gegen sie verbündet hat, und durch ihn in die Festung eine Bresche gelegt worden, steigert sie sich in den krönenden Akt, den Opfertod hinein, der Sardanapal und ihr nur aus dem Labyrinth des Lebens ein Tor in eine andere Welt öffnet. Myrrha mit Fackel und Becher in der Hand, hat nur mehr das Gefühl der Erlösung, Reinigung und Größe, des letzten Glückes. Ihre Liebesglut findet nur Berauschung in dem Gedanken, daß ihre Asche ewig ungetrennt vereint sein wird mit dem Geliebten. Die Heimat steigt noch einmal vor ihr auf, aber der letzte Gedanke gilt Sardanapal. — Dieses lieblich ernste Griechenkind ist die schönste Huldigung für Teresa und eröffnet mehr Ausblicke, wie Byron das Verhältnis zu ihr empfunden, als die klügsten Urteile englischer Kritiker.

Ein anderes Geschöpf idealer Weiblichkeit mit mehr mütterlichen Zügen ist A d a h in Cain. Hier ist wieder die Frau als das weiche versöhnende Element dem wilden Gemüt des Mannes gegenüber gestellt. Die ersten Worte, die sie äußert, strömen über von dem was sie erfüllt; dankbare Liebe für „these best and beauteous beings“, die sie umgeben. Man kann die Figur überhaupt als die Personifikation der Liebe und des Liebenden auffassen. Ihre Sanftmut und Selbstlosigkeit zähmt selbst das rauhere Wesen Cains. Ihr kann er nicht hart begegnen. —

Kein Vorwurf kommt über ihre Lippen, daß er sie bei ihrer harten Arbeit ohne Hilfe gelassen. Wie sie die Engelsgestalt erblickt, heißt sie sie willkommen, doch wie sie merkt, daß Luzifer zwischen zwei Herzen tritt, regt sich

ihr Mißtrauen und die Frage kommt über ihre Lippen, woher Cain weiß, daß er ein Gott sei. Auf seine Antwort: „he speaks like a God“, gibt sie ihm treffend zurück „so did the Serpent, and it lied“. Sie rät ihm ab, der Wahrheit bis aufs äußerste nachzujagen, sie sieht mehr Glück kommen aus dem tapferen Ertragen dessen, was das Schicksal bringt und durch Liebe Freude um sich zu verbreiten. Rührend ist ihre Mahnung, als Luzifer Cain darauf hinweist, er müßte zwischen Liebe und Wissen wählen: „Oh Cain, choose Love“. Auch hier wieder fühlt die Frau die Versuchung des Bösen, das kommende Unheil deutlicher als der Mann. Gott ist für sie die Allgüte, weil er der Allmächtige ist, trotzdem er die Eltern aus dem Paradies verstoßen. Sie fürchtet Luzifer und fühlt doch seinen verführenden, gewinnenden Einfluß; Cain versteht gar nicht, warum sie ihn um Schutz vor dem bösen Engel bittet, er empfindet das Böse in ihm gar nicht. Adah dagegen gesteht, daß sie sich auch als Ausgestoßene gar nicht elend fühlt, solange der Kreis ihrer Lieben sie umgibt. Im Hades gedenkt Cain ihrer und ihrer Züge als Ausdruck des schönsten alles Schönen und man darf darauf hinweisen, wie vergeistigt Byron die Schönheit einer Frau zu preisen weiß, ohne den sinnlichen Zauber hervorzuheben. Gerade bei Byron, dem seine Sinnlichkeit so oft als Fehler angerechnet wird, muß man aufmerksam machen, wie rein er in seinen ernsten Werken das Verhältnis zwischen Mann und Weib darstellt. Ihm ist das sinnliche Angehören nichts was ihm unheilig erscheint. Den Reiz Adah's weiß er durch Cain's Worte in schönste Bilder der Natur zu kleiden:

„. . . . . All the stars of heaven,
The deep bluenoon of night, lit by an orb
Which looks a spirit, or a spirit's world —

The hues of twilight — the Sun's gorgeous coming —
His setting indescribable, which fills
My eyes with pleasant tears as I behold
Him sink, and feel my heart float softly with him
Along that western paradise of clouds —
The forest shade, the green bough the bird's voice —
The vesper bird's, which seems to sing of love,
And mingles with the song of Cherubim,
As the day closes over Eden's walls; —
All these are nothing, to my eyes and heart,
Like Adah's face: I turn from earth and heaven
To gaze on it."

Das ist wohl eine Huldigung an Frauenschönheit, die diejenigen nicht vergessen sollten, die in Byron nur den Verfasser des Don Juan sehen und seine dortige Einstellung zur Frau als Byrons einzige bezeichnet. Das Beglückte und Erdenfrohe in Adah spricht sich auch aus in der Mahnung an Cain, nicht immer dem verlorenen Paradies nachzutrauern: „Can we not make another?" Alles was an bösen und harten Worten von Cain's Lippen kommt, schreibt Adah nun dem sündhaften Einfluß Luzifers zu. Sie bittet darum verstärkt Cain zu opfern. Sie erschrickt ob seiner unheiligen und unzufriedenen Worte bei ihrem Elternglück. Im Gegensatz zu Eva kann sie nicht glauben, daß Cain seinen Bruder erschlagen, sie klagt im Gegenteil die Mutter an, sie tue ihm unrecht und fleht sie an in ihren Flüchen einzuhalten. Aber nicht das leiseste Zögern oder Wanken kommt über sie als Cain den Kreis seiner und ihrer Lieben als Ausgestoßener meiden muß. Alles ist bereit, sie selbst und ihr Kind, ihn in die Wildnis zu begleiten. Fein gefühlt ist der Zug, daß sie Cain nicht mit seinem Opfer allein sein

läßt. Was zwischen ihm und Gott ist, will sie nicht verurteilen. Der Abschied Adah's von ihrem erschlagenen Bruder Abel zeigt ihre feine treue Seele.

Die sündlose Frau ist hier wieder gegen den prometheischen Mann gestellt, selbst wenn Gott ihn verließe, so harrte sie bei ihm aus. Hat Cain noch etwas von dem höllischen der verführerischen Schlange, so leuchtet aus Adah's Charakter das schuldlose Paradies. Sie ist keine „Evastochter", sondern eine arglose, kindliche und glückliche Natur. In ihr hat Byron sein höchstes Ideal wärmster Weiblichkeit dargestellt. In diesen beiden Frauen, Myrrha und Adah hat Byron seiner Anschauung über Frauentugend und Frauenwesen vollendeten Ausdruck gegeben. Ist Myrrha mehr die sinnlich schöne Heidin und Geliebte, so hat Adah alle sanften Vorzüge der gottnächsten Geschöpfe und eine beseelte Mütterlichkeit; ja man möchte sagen, das christliche Frauenideal ist in ihr vorausgenommen.

Teresa und Augusta haben diese beiden Gestalten beeinflußt. Wahrhaftig, Byron hat in diesen seinen Dichtungen was er Gutes im Leben empfangen hat von Frauen, in schönstem Glanz zurückleuchten lassen.

Die beiden Frauenfiguren von „Heaven and Earth" haben nicht diese menschlich klaren Umrisse wie die zwei obengenannten. Die Liebe der Erdentöchter zu den Gestalten des Himmels ermöglicht es vielleicht auch nicht so. Anah und Aholibamah stehen sich in ihrer Wesensart scharf abgegrenzt gegenüber. Gleich in der Anrufung, die in berauschten Worten gen Himmel steigt, an ihre geliebten Engel, zeigt sich die Verschiedenheit der Charaktere. Anah ist ängstlich vor der Anrufung, das Herz klopft ihr, sie zittert vor Furcht, Aholibamah zittert nur vor Sehnsucht und Erwartung. Die Bescheidenheit,

Schüchternheit von Anah, die es als Unrecht fühlt, daß sie Gott weniger liebt, seit sich der Engel zu ihr gefunden, hat mehr von Adah's Wesen. Aholibamah's stolzer Sinn ist von Cains Geschlecht. Genial und gefährlich, aber von hinreißender Leidenschaft, bis zur Selbstzerstörung. Sie will nicht dienen wie Anah, die selbstloser liebt und Azaziel nach ihrem Tod nur glücklich wissen will, liebt er auch wieder eine Sterbliche, wie er jetzt sie liebt. Doch Aholibamah ist diese Auffassung der Liebe zu klein; ihre Zusammengehörigkeit ist stärker, sie verlangt ein Vereintsein über den Tod hinaus und wenn sie so von ihrer Liebe denken müßte, wie Anah, so würde sie Samiasa heute noch von sich jagen. Ueber beiden aber liegt der Zauber: „great is their love, who love in sin and tear". Beiden ist die Stunde der Liebe der Traum von Eden. Charakteristisch ist der Unterschied der Worte in ihrer Anrufung:

„Oh think of her who holds thee dear!
And though she nothing is to thee,
Yet think that thou art all to her."

Während Aholibamah sagt:

„I call thee, I await thee, and I love thee.
Many may worship thee, that will I not.
If that thy spirit down to mine may move thee,
Descend and share my lot. !"

Die mildere Art von Anah's Wesen findet auch einen Widerschein in der Beziehung wie Japhet sie dauernder liebt, als Irad Aholibamah, die in schrofferer Weise den irdischen Mann von sich gewiesen und weniger verhüllt, daß ein anderer ihr Herz gewonnen. Wieder führt die Szene auf den Ararat, wo den Engeln und den Töchtern aus Cains Geschlecht die Kunde von der kommenden Sintflut durch Japhet wird. Die Verschiedenheit der bei-

den Schwestern äußert sich wieder sehr stark. In Aholibamah regt sich der Trotz:

„So be it!“
It they love as they are loved, they will not shrink
More to be mortal, than I would to dare
An immortality ot agonies
With Samiasa!“

Anah hat das frömmere Gemüt, sie fürchtet für die Schwester wegen ihrer auflehnenden Worte gegen Gott. Auch Japhet zieht die Unterscheidung ihrer beiden Wesensart sehr genau: er erkennt in Aholibamah ganz das Blut Cains, während seine Geliebte Anah ihn träumen macht, daß sie eher einer Tochter Abels gleichen müsse, hätte diese sanfte Art Nachkommen gehabt. Sie, die sehr weibliche Frau, möchte nicht ohne die Ihren leben, selbst der Tod der Schwester wäre ihr schon herbster Schmerz. Nachdem Raphael die Engel zur Rückkehr nach dem Himmel gemahnt hat, öffnet die Erregung der Trennung Herz und Mund der Frauen; großartige Worte findet Byron für diese mächtige Szene. In heftiger Art kommt es von Aholibamah's Lippen: „let them fly!“ Trotzig will sie der Woge begegnen, gerne eine Stunde Todesschmerzen leiden und mehr die Ueberlebenden oder Ewiglebenden bedauern, als das eigene Geschick. Jetzt gehorcht sie dem Willen des Ewigen in höherer Weise. Keine schmerzliche Bitte will den Geliebten abwenden von Gott. Ihre Liebe wird mit Samiasa hoch sich erheben; als Braut eines Engels verschmäht sie zu weinen. Anah gibt der Qual der Trennung mehr Ausdruck als die stolzere Schwester, aber auch sie hält den Geliebten nicht zurück, da sie weiß, ihre Pein kann nur eine kurze sein, doch die seinige wäre ewig und er würde um ihretwillen den Himmel verlieren. Aber die Engel sind der Liebe treuer als dem Gebot des Herrn; auf ihren Flügeln

tragen sie die schönen Erdentöchter aus der steigenden Wasserflut zu fernen Gestirnen empor.

Die Sprache in den Anrufen und in dem Abschied der beiden Frauen ist hervorragend schön und großartig. Ihre verschiedene Wesensart ist streng durchgeführt, aber es liegt dem ganzen Stil dieser Dichtungsgattung fern, scharfe und erdhafte Charaktere zu zeigen. Musik tönt als Schönstes aus dem Ganzen. Sturm und Wassertoben klingt herein in die Welt des Außergewöhnlichen und Erhabenen, auch des Außergewöhnlichen im Leben der zwei Frauen.

Episodenhaft tauchen im Werner zwei Frauen auf. Josephine, die Frau des Vertriebenen, verdient Aufmerksamkeit trotz ihres geringen Hervortretens. Es ist wieder eine Südländerin der Madonnenart. Gemessen, von vornehmen Haus, gut erzogen und mit südlichem Charme begabt. Sie ist die treue Gefährtin des wegen seiner Heirat Ausgestoßenen:

„. . . . . for all that I have known
Of true and calm content — of love of peace —
Has been with thee and from thee: wert thou not,
I were a lonely and self-loathing thing."

Ida, die Braut des düsteren Ulrich, hat wieder Züge der romantischen Geliebten. Sie betet den Mann an, trotzdem er ihr unheimlich ist. Sie fühlt, nur der kleinste Teil von ihm gehört jetzt ihr. Die Fröhlichkeit und die liebenswürdige Verliebtheit des glücklichen und verwöhnten Kindes machen das Schicksal dieser Mädchenblume nur um so tragischer. Das Blut des Vaters, das von der Hand des Bräutigams floß, trennt sie auf ewig. In „the Deformed Transformed" ist, außer der schon charakterisierten Figur der Mutter, Olimpia zu vermerken. Aus den Kämpfen in der Stadt hat sich die junge Römerin vor plündernden und schändenden Soldaten an den Altar

gerettet; mit dem Kreuz verteidigt sie sich gegen die nächsten Andringenden, bis Arnold sie aus der Rotte befreit. Doch ist sie nicht gerührt durch seine Handlungsweise, sondern zieht noch immer den Tod vor, statt sich dem Anführer der Plünderer ihrer Vaterstadt zu ergeben. Sie stürzt sich vom Altar auf die Fließen, um sich zu töten. Aus dem Fragment des dritten Aktes geht nun hervor, daß sie doch die Geliebte Arnolds geworden, aber nicht aus Herzenstrieb. Zum ersten Male tauchen seit langem wieder skeptische Töne in einem ernsten Werke auf. Der Plan war wohl, daß Olimpia den häßlichen, aber geistreichen Cäsar lieben lernt und der Umgewandelte seine Schönheit umsonst gewann. Zeilen, die auf den Don Juan hinweisen, fallen in die Augen:

„Teach me to win the woman's love". —
„Leave her".

Im letzten Epos Byrons finden wir wieder einen alten Frauentyp. Eine kleine Wilde, belehrt nur von der Natur,

„The infant of an infant world as pure
From Nature — lovely, warm and premature."

Ein solches Wesen wollte er wieder darstellen. Neuha, die Braut von Toobonai, hat etwas von der Lieblichkeit, wie sie uns heute an den Samoaner-Mädchen entzückt. Doch auch sie ist „hochgeboren"; die Tochter eines Königs wilder Ritterschaft. Frei von einer Gesellschaft, die sie quälen könnte, lebt das Südseemädchen nur der Liebe. Die Sonne ist die Uhr der Liebenden, die Nachtigall ist ihre Vesperglocke, ein zweites Eden ersteht auf dieser Insel dem Meuterer Torquil. Doch der Kampf von Mann gegen Mann macht dem Frieden ein Ende. Das Nahen der feindlichen Boote hören ihre scharfen Ohren. Alle Meuterer wissen, mit dem Schiff naht die Bestrafung und der Tod; aber die tapfere kleine Wilde fürchtet sich am wenigsten. Sie nimmt den verwundeten Liebsten in

ihr Kanoe, sie rast mit dem Feind auf dem Meer um die Wette und rettet ihn in eine Grotte, in der sie aus Vorbedachtheit wie eine fleißige Ameise schon alles Nötige aufgestappelt hat. Hier hält sie den Verwundeten verborgen, bis das schwindende Segel ihr zeigt, daß die Gefahr vorbei und dann kehren die beiden Glücklichen zu dem wilden Völkchen zurück.

In solch einfache Figuren kann Byron einen Zauber von Lieblichkeit und Natürlichkeit legen, der ihn selbst immer wieder dazu antreibt, so etwas darzustellen. Hier in diesem letzten Epos sehen wir seinen alten romantischen Typ aber doch aufgehellt von der Sonne des Südens. Zum ersten Mal gehen die Liebenden nicht unter, sondern sehen ein Leben voll fröhlicher Natürlichkeit vor sich.

— — — —

In allen diesen Werken hat Byron die Frau idealisiert, gehöht dargestellt, sie ist immer die Gottnähere, Edlere, ewig ihrer Liebe bis zum Tod Getreue. Nur der reine Charakter reizt ihn zur Darstellung. Man ersieht daraus, wie sehr er den Frauen zugetan war. Er, dessen starke satirische Veranlagung schon in seiner Jugend die „Englisch Bards and Scotch Reviewers“ veranlaßt, dessen scharfe Bemerkungen die Würze des Childe Harold sind, und dessen „Vision of Judgment“ unbestritten eine der glänzendsten englischen Satiren ist, er hat sich bis Venedig — von kurzen skeptischen Bemerkungen abgesehen — in der Dichtung den Frauen gegenüber anbetend verhalten. Vielleicht mögen Spötter auf den ersten uns erhaltenen Reimversuch des Knaben hinweisen: „In Nottingham conuty there lives at Swan Green“, etc., daß ihn ein alter Tantenaberglauben gereizt hat, zuerst einen losen Vers zu versuchen. Schon in frühester Jugend hat das Lächerliche auf ihn einen sehr starken Eindruck gemacht. Bisher hat er aber davor Halt gemacht, — viel-

leicht weil er selbst von ihrem Zauber nicht frei genug war, — sie in skeptischer oder ironisierender Weise darzustellen. Nun in Venedig, wo ihm die Liebe nicht in ihrer tragischen Seite begegnete, wo die leichte Art des Südens ihn doppelt anspricht, die klare Sonne auf die geheimnisvollen Bindungen des Gefühls ein scharfes Licht wirft und nicht so leicht träumen läßt wie der wolkige Norden, wo langsam Byrons Wunden heilen, die ihm sein eigenes Weib geschlagen, da geht er dazu über, nicht mehr zu sagen: „Alas, what else is Love but Sorrow" —, sondern er sieht auch die weniger tragischen Seiten, das leichte Vergnügen, die flüchtige Lust. Byron kennt ganz genau die Gründe, die die Frauen seiner Zeit und vielleicht im allgemeinen veranlaßt haben, den Don Juan abzulehnen. Er sagt, sie wollen die Illusion der Liebe erhalten wissen, und die eben ist es, die er in diesem Werk angreift. Artgenossen sind Beppo und die Blaustrümpfe.

Im Beppo sehen wir die erste Einwirkung der südlichen Heiterkeit. Er hat die Episode selbst erlebt, denn es ist ja nicht immer nötig, daß ein Mann auf Reisen geht, und unter Piraten gerät, damit er in Venedig betrogen wird. Der einfache Inhalt ist, daß Laura, eine hübsche Frau, sich mit einem Liebhaber tröstet, nachdem ihr Gemahl verschollen ist. Und als er zurückgekehrt, sie auf einem Maskenball wieder erkennt, und vor ihrer Haustüre erwartet, da einigen sich die Drei in aller Freundlichkeit, ohne Dolch oder gebrochene Herzen und bleiben von jetzt ab zu Dritt beisammen. Doch welch venezianische Tönung ist rund um diese tragenden Figuren! Der Carneval mit seinen vielen hübschen und koketten Frauen treibt sein tolles Narrenleben. „Love in full life and lenght, not love ideal" erfaßt es hier; Gestalten gehen an ihm vorüber:

„One of those forms which flit by us, when we
Are young, and fix our eyes on every face;
And oh! the Loveliness at times we see
In momentary gliding, the soft grace,
The Youth, the Bloom, the Beauty which agree,
In many a nameless being we retrace,
Whose course and home we knew not, nor shall know,
Like the lost Pleiad seen no more below.“

Man könnte von Byron sagen, daß seine Farben andere geworden sind, seit ihn Italien gewonnen. Seine Palette hat nunmehr helle Töne, leichter und luftiger stellt er Männer und Frauen hin, sorglos hingeworfen sind die Züge des Charakters, aus dem Aermel geschüttelt — aber sie sitzen am richtigen Fleck, wie die kühnen und flüchtigen Farbentupfen in Turner's venezianer Aquarellen. Er schildert die Schöne auf ihrem Balkon, von dem sie mit ihren Feuerblicken das Herz der Männer zu entzünden sucht, ihre Seufzer, ihre geheimnisvollen Boten, alles das gehört der verliebten Atmosphäre dieser Stadt an. Er nimmt auch die Eifersucht des Venezianers nicht zu tragisch, es sind nicht lauter Teufel wie Othello. Der Mann jetzt rächt sich auf einfachere Weise, er nimmt ein anderes Weib oder die eines Anderen. Aus solcher Luft heraus hat Byron noch keine Frau geschildert, aber sie ist ihm auf den ersten Wurf gelungen. Die Frau nahe am certain âge, die sich wenig Kummer gemacht und der die Zeit dafür wenig anhaben konnte, ist diesmal der Vorwurf. Wohl hatte Laura einen guten Ruf, man hielt sie f a s t jeder Verführung unzugänglich, doch ihre Aengstlichkeit und die Unsicherheit des Alleinwohnens, lassen es ihr doch vorsichtiger erscheinen, einen Vizegemahl zu suchen. Natürlich einen Elegant und einen Mann, der auch in der Gesellschaft etwas gilt. Nun, Byron sagt,

jenseits der Alpen ist's ja wohl allgemein erlaubt, daß sich eine Frau zwei Männer sucht. Er singt das Lob der Südländerin in warmen Tönen:

„ like the women too (torgive my folly!),
From the rich peasant cheek ot ruddy bronze,
And large black eyes that flash on you a volley
Ot rays that say a thousand things at once,
To the high Dama's brow, more melancholy,
But clear, and with a wild and liquid glance,
Heart on her lips, and soul within her eyes,
Soft as her clime, and sunny as her skies".

Diese „Eve ot the land, which still is Paradiese" erscheint ihm nicht weniger reizvoll ob ihrer geringen Sittenstrenge. Laura versteht es auch, ihren neuen Freund auf Jahre an sich zu fesseln. Er begleitet seine Schöne getreulich zur Redoute, und bei dieser Schilderung läßt Byron seinem Spöttermund freien Lauf. Laura gewinnt dabei immer mehr an Plastik; wie sie hübsch geputzt, lachend durch die Menge geht, da und dort flüstert, sich verbeugt, umherschaut und die anderen Damen herzlich bemitleidet, weil sie so schlecht angezogen sind. Nichts wird übersehen, von den falschen Locken, bis zum Kleiderstoff. Man denkt fast an Schopenhauer'sche Beobachtungskünste der Frauen, doch sagt er selbst:

„And yet methinks the older that one grows
Inclines us more to laugh than scold, though Laughter
Leaves us so doubly serious shortly after."

Als sich der eifrige Bewunderer der Dame auf dem Ball vor ihrer Haustüre als ihr ehemaliger Gemahl zu erkennen gibt, erblaßt Laura nur ein bißchen, aber der Schreck reicht nicht bis zur Ohnmacht. Nach kurzer Zeit ist sie ganz auf der Höhe der Situation, fragt, macht Vorwürfe, hält eine schöne Gardinenpredigt, nimmt ihm seinen

farbenfreudigen Schal für sich ab und somit wird er zu Hause wieder wohl aufgenommen. —

Es ist eine so graziös hingeworfene Skizze, von dem, was er in Venedig oft sah, daß man die schlaue Laura trotz ihres Leichtsinns nicht vergessen kann, so lebendig steht die Venezianerin auf ihren rotgestöckelten Schuhen vor dem Leser, den ihre Fäden der Koketterie auch einspinnen und gefangen nehmen.

Ein anderes Stück satirischer Frauenzeichnung wären „the Blues" geworden; es ist schade, daß nur das Fragment vorhanden ist, denn Byron hätte gerade über diese Abart der Dame aus Erfahrung viel sagen können. Er betont ja gerade in Don Juan seine Vorliebe für sehr weibliche Erziehung, und kann sich in seiner Abneigung, besonders gegen mathematisch gebildete Frauen, gar nicht genug tun. Nun, seine schlechte Erfahrung mit Annabella gibt eine verständliche Erklärung hierfür. Es ist aber ganz interessant zu beobachten, daß Byron in seinem Leben sehr viel mit Blaustrümpfen verkehrte. Er hatte schon in der Londoner Zeit viele Beziehungen zu den literarisch interessierten Frauen. Lady Holland, Lady Jersey und andere Gastgeberinnen blauer Zirkel sahen ihn häufig an ihrem Teetisch. Seine Frau gehörte ebenso sicher zu der Zunft und Caroline Lamb konnte die Finger nicht von der Tinte lassen. In Venedig war er oft bei den Gräfinnen d'Albrizzi und Benzoni, sein bevorzugter Umgang in Genua war gewiß ein „blue winged kashmirian butterfly"; auch zu Medwin äußert er „who does not write to please the women" und weiter „female Mäecenases are no bad things now — a — days". Ja er äußert im Don Juan auch wieder „still I have no dislike for learned natures". Er hat von geistig ersten Frauen viel Sympathie empfangen und die stolzesten und mutigsten haben sich nicht gescheut, ihm die Treue zu

halten, während er als gesellschaftlich Verfehmter die letzten Wochen in London verbrachte. Es ist für das Verhältnis Byrons zu den Frauen kennzeichnend, daß er durchaus Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern für möglich, ja für etwas sehr Wertvolles und Wünschenswertes hält.

„If free from Passion which all Friendship checks
No friend like to a woman Earth discovers."

In dem Fragment der Blaustrümpfe sind die weiblichen Figuren noch zu wenig ausgeführt, um ein Urteil zu ermöglichen. Sie zeigen das erste Bestreben des Heimatfremden, sich mit englischen Verhältnissen zu befassen und und sind eine gewisse Vorstufe zu den Teilen des Don Juan, die in England spielen. Am klarsten ist Lady Bluebottle, der mit ziemlicher Sicherheit Lady Holland Modell gesessen hat. Manches kehrt bei Adeline Amundeville von ihren Eigenschaften wieder. Mrs. Lilac ist Annabella Milbanke, die aber wenig Positives äußert. Der ganze Entwurf umfaßt erst 150 Zeilen; aber wichtig ist es doch, daß Byron sich überhaupt einmal mit dem Gedanken trug, die englischen „Femmes savantes" darzustellen.

Die Frauen des Don Juan.

Der Don Juan konnte auch erst auf italienischem Boden entstehen. Die Arbeit an ihm zieht sich durch die Jahre von 18—24; alles was Byron interessierte und auszusprechen gelüstete, erschien hier in graziöser Weise vorgetragen. Die größten Geister seiner Zeit haben ihm die höchste Achtung und Bewunderung dafür gezollt, und die Nachwelt hat ihn mit Recht sein bedeutendstes Werk genannt. Die freie Art, sich zu äußern, über das was ihn gerade bewegt, macht ihn zu einer Fundgrube seiner persönlichen Ansichten. —

Für das Verhältnis Byrons zu den Frauen ist er deshalb so wichtig, weil er in seiner Vielgestaltigkeit alles zum Ausdruck bringt, was in Byrons Wesen für und wider das andere Geschlecht sprach. Alle Arten von Frauen lernt der junge Juan auf abenteuerreichen Wanderfahrten kennen; zum ersten Male in einem Werk gestaltet Byron Figuren von höchster Vornehmheit und ungezügelter Sinnlichkeit nebeneinander. Engel und Evastöchter finden Platz in ihm. Hier ist Byron auf der Höhe seiner Charakterisierungskunst angelangt; wer die Figuren einmal Aug in Aug betrachtet hat, der vergißt sie nicht wieder.

Dona Inez, die Mutter des Helden, ist eine der köstlichsten Karikaturen heuchlerischer Tugend aller Zeiten. Sie hat nur zuviele Vorzüge, weiß alles, kann alles, ist ebenso tugendhaft als klug. Ihr Gedächtnis umfaßt den ganzen Calderon und den größeren Teil von Lope. Mathematik ist ihr Lieblingssport, ihre Ansprüche sind manchmal so erhaben, daß sie niemand versteht und jeder sich durch ihre Ueberlegenheit bedrückt fühlt. Doch bei genauerer Betrachtung zeigt ihr Wissen einige Lücken — sie kann lateinisch, d. h. das Vaterunser — und griechisch — sicherlich das Alphabet. Doch kann sie auch durch Blicke eine Gardinenpredigt halten; die personifizierte Moralität darstellen. Und das ist das schlimmste. Man sieht die Frau in ihrer ganzen körperlichen und geistigen Spitzigkeit vor sich stehen und sagt — ein ewiger Schwiegermuttertyp. Die Sympathie des Lesers ist vollkommen auf Seite des lustigen Eheherrn, der sich zur rechten Zeit auswärts von der Langeweile und häuslichen Vollkommenheit erholt. Doch die Tugend dieser Frau reicht auch aus, um andere Leute streng zu messen. Die Eifersucht verursacht der gestrengen Herrin manch unangenehme Stunde und mit der sanften Milde ist es dann vorbei. — Das ganze

Verhalten von Lady Byron während ihrer Scheidung wird hier in schärfster satirischer Beleuchtung nochmals vorgetragen, jedes Wort sitzt. Die scheinheilige Tugend schwieg, als der Gemahl von aller Welt angegriffen wird, seine Pein brachte sie nicht aus ihrer Erhabenheit. Gelassen kann die fromme Frau die größten Schändlichkeiten über ihren Gemahl hören, wenn nur sie ihre hohe Meinung von sich selbst erhalten kann. Zwar ist Donna Inez Spanierin, doch hat Byron diese Figur ganz aus dem englischen Nationallaster der Heuchelei aufgebaut, die ihm bis ins innerste Herz zuwider war.

So wenig diese Frau ein liebevolles Weib sein kann, so wenig ist sie fähig, ihrem Sohne eine gute Mutter zu sein. Nur die äußeren Manieren und der Verstand werden ausgebildet, um zu glänzen, für seine Sittenstrenge wird gesorgt, und prüde jede lose Zeile aus seiner Lektüre entfernt. Sie läßt ihn Predigten lesen, bis seine kindliche Wildheit ganz gedämpft erscheint, als er zum Jüngling herangereift ist, und doch kann sie das Erbteil des Vaters nicht aus seinem Wesen reißen. Die süße Julia, ganz das Gegenteil dieser verknöcherten fehlerlosen Tugendheldin, hat von Venus alle Reize mitbekommen. Das dunkle Auge, noch sanft und schwarz, wie das der maurischen Ahnin, leuchtet liebesdurstig aus dem Schatten der Wimpern. Ihre schlanke Größe, ihre kluge Stirne, machen sie zu einer außergewöhnlichen Erscheinung. Ihre Ehe mit einem Mann von ca. 50 Jahren, über dessen Freundschaft mit der jetzt so tugendreichen Inez früher allerlei gemunkelt wurde, hält Herz und Sinne nicht in Banden. In ihr glüht die südliche Sonne und in Juans Augen findet sie Antwort auf ihre zärtliche Sehnsucht. Sie bekämpft die Liebe zu dem 16jährigen Jungen mit größter Selbstüberwindung; sie schwört sie völlig ab und macht am nächsten Tag seiner Mutter einen

Besuch. Doch am meisten täuscht sie sich im eigenen Herzen als sie beschließt, der Versuchung tapfer zu begegnen. Der Selbstbetrug läßt sie ihre Liebe für sehr platonisch erachten, doch glückt ihr das Spiel mit dem Feuer nicht.

„Oh Love! how perfect is thy mystic art,
Strengthening the weak, and trampling on the srong,
How-self-deceitful is the sagest part
Of mortals whom thy lure hath led along —
The precipice she stood on was immense,
So was her creed in her own innocence.“

Byron bricht in die Vorwürfe gegen den großen alten griechischen Philosophen aus:

„Oh Plato! Plato! you have paved the way,
With your confounded fantasies, to more
Immoral conduct by the fancied sway
Your system feigns o'er the controulless core
Of human hearts, than all the long array
Of poets and romancers.“

Die junge Sinnlichkeit schildert Byron hier mit der Freude am Natürlichen und mit der Schadenfreude für die Hintergangenen, den Gemahl sowohl, als die keusche Mama. Julia kennt selbst ihre Schwächen; nach der Entdeckung, bei der sie List und Kühnheit für den Geliebten beweist, bei der sie mit echter Evasschlauheit schauspielert und ihren eifersüchtigen Mann schon fast von seinem unrechten und kränkenden Vorgehen überzeugt hat, weiß sie, daß nun das ganze Leben für sie vorbei ist. Sie wird nicht kleiner und feiger, sondern steht tapfer zu ihrer Liebe und äußert ihre Gefühle in einem rührenden Brief:

„To love too much has been the only art I used“.

Damit charakterisiert sie sich selbst am besten. Ihre heiße Sinnlichkeit und ihr liebenswürdiges Herz schildert Byron überzeugend und mit großer Grazie bei allem Heiklen

der Situation. Doch wird sie nach nicht allzulanger Zeit vergessen und Juans gefährliche Abenteuer führen uns zu einer Insel, auf der er als Schiffbrüchiger halb tot von den Wellen angespült wird.

Die Episode der Haidee ist eine der entzückendsten Liebesschilderungen Byrons überhaupt. Wie er die Tochter des Piraten Lambo beschreibt, das süße Geschöpf von 17 Jahren vor unsere Augen zaubert, wie sich das feine, große Mädchen über den Erschöpften beugt, und im zarten Mitleid auf seinen Atem wartet, wie Juan's Augen dem Leben sich wieder öffnen und das schöne Antlitz so nahe vor sich sehen, so ist's, als wenn Hero und Leander aus der alten Sage wieder erwacht wären und wieder sich liebten. — Byron kann ihr nicht genug Vorzüge geben; das griechische Blut, die Stimme wie Vogelgezwitscher, ihre sonnige Würde, ihre frische Unberührtheit. Fraglos gehört sie dem Mann, der ihr als köstlichster Gewinn aus den Meereswogen erscheint. Sie ist die Braut der Natur, ganz mit ihr verwachsen, geschaffen, um zu lieben.

„A something to be loved, a creature meant
To be her happiness, and whom she deem'd
To render happy; all who joy would win
Must share it, — Happiness was born a twin."

Haidee spricht in ihrer Liebe nicht von Bedenken, verlangt keine Schwüre. — Man sieht sie miteinander ans Meer gehen, vor ihrer Höhle lagern und sich ihrer und der Weltschönheit freuen. Wie das Schicksal sie auseinander reißt, kann sie nicht mehr leben. Der grausame Vater läßt Juan binden, aber mit seiner Härte trifft er auch sie. Sie war nicht geschaffen, um ihre Liebe zu verlassen. Als echte Tochter ihres kühnen Vaters bietet sie ihm Trotz; doch als sie das Blut des Geliebten fließen sieht, fällt sie wie eine Zeder. Sie schwebt noch ein paar

Tage zwischen Tod und Leben, im unklaren über ihr Geschick.

„. . . . . She was not made
Through years or moons the inner weight to bear,
Which colder hearts endure till they are laid
By age in earth: her days and pleasures were
Brief, but delightful — such as had not staid
Long with her destiny; but she sleeps well
By the sea-shore, whereon she loved to dwell".

Manch griechisches Mädchen gedenkt ihrer im Lied als einer schönen Blume auf lieblichem Eiland. Unvergeßlich hat sie der Dichter gemacht, der ihr unverwelkliches Leben schenkte. Haidee ist die vollendetste Figur, die krönende Gestalt seiner romantischen Geliebten. Hier ist die höchste Stufe dieser Art der Schilderung erreicht, der Zuleika und Medora vorausgehen. Hier hat er aber auch noch einmal die Liebe der Jugend gefeiert, die Freude zweier unverdorbener Menschen aneinander, das Entzücken, das er durch Mary Chaworth kennen lernte. Nach diesem Erlebnis ist auch für Juan der Traum der Liebe vorbei. Jetzt begegnet ihm Lust. Gulb, die schönste Sklavin des Sultans, lebt gelangweilt und lieblos in ihrem üppigen Harem. Ihre Antilopenaugen haben Juan auf dem Sklavenmarkt entdeckt und für sich auserlesen. — Sie ist als orientalische Herrscherin gegeben. — Reif an Jahren, verwöhnt, launenhaft, wollüstig, befehlend durch ihre Schönheit. Aber es liegt auch Grazie in ihrer Tyrannei, bei allem Hochmut etwas Gewinnendes; selbstverständlich erscheint ihr, daß alles und alle ihren augenblicklichen Stimmungen dienen. Wie Juan sie zurückstößt und ihren Liebesangeboten verachtungsvoll trotzt, bringt er sie aus ihrer sieggewohnten Meinung und durch ihre Demütigung gewinnt sie einen Zauber, den sie als fordernde Frau nicht besaß. Die Scham jagte ihr die Röte

in die Wangen, der Schmerz erpreßt ihren Augen Tränen und was ihre stolze Schönheit nicht vermocht, das gelingt ihrer Zerknirschung und Enttäuschung; sie stimmt Juans mildes, weiches Herz freundlicher und nur das Dazwischenkommen des Sultans verhindert Juan, seine Treue der geliebten Haidee allzuschnell zu brechen.

Das Verhalten von Gulb entschuldigt der Dichter mit den Worten: „she could but claim the fifteen — hundreth part of what should be monopoly — the heart". Ist das spanische Milieu schon bei Julia gut ausgeführt, bei Haidee die Inselschönheit und -freiheit der notwendige Rahmen um dieses blumenhafte Naturkind, so ist Gulbayez ganz ein Geschöpf ihrer Umgebung. — Das üppige Milieu mit seiner Beschäftigungslosigkeit, seinem Genuß und seiner schwülen Sinnlichkeit schafft auch eine Gestalt wie Dudu. Sie ist als orientalische Sklavin vorzüglich geschildert. Er nennt sie „a kind of sleepy Venus", ihre sanfte Trägheit, ihre gelassene Freundlichkeit, das verschleierte Auge, die harmonisch ruhigen Bewegungen vereinigen sich zu einem geschlossenen Bild, für das er den ausdrucksvollen Vergleich findet: „she was a soft landscape of mild earth". Wir sehen sie mehr nachdenklich als melancholisch durch die Schar ihrer Genossinnen wandeln, der eigenen Schönheit unbewußt. Freundlich und zärtlich „kind and gentle as the Age of God", teilt sie Küsse aus und empfängt sie und erhält durch ihre sanfte Art die Erlaubnis, die vermeintliche Juanna als Lagergenossin zu sich zu nehmen. — Die ganze Atmosphäre dieses östlichen weiblichen Milieu's ist ganz hervorragend gezeichnet, man hört die vielen schönen Geschöpfe lachen, plaudern, schäkern, streiten. Die Seide raschelt, die Neugierde und die Eifersucht, die Sinnlichkeit dieser Oda tritt dem Leser deutlich vor Augen. Gestalten heben sich heraus, Lola dunkel und warm wie Indien, Katinka, die Geor-

gierin, rosig und weiß, mit schönsten Händen und Füßen. Jede kämpft in ihrer Art um die Neuangekommene. Sie leuchten kurz auf und fallen wieder in das Dunkel des Ganzen zurück. Wie ja auch Dudu verschwindet, nachdem sie mit Juan glücklich zu dem feindlichen Heer Suwaroff's entkam. Aber die Schilderung hat genügt und ein plastisches Bild im Leser zurückgelassen. Nirgends hat Byron bisher solch eine hervorragende Zeichnung des Milieus gegeben und nur das Treiben in dem englischen Landhaus hat die gleiche Lebendigkeit und überzeugende Wahrhaftigkeit.

Noch ist Juan nicht in England. Er stürmt unter den Truppen Suwaroff's Ismail und rettet dort ein Türkenmädchen Leila. — Dieses Mädchen, das in seiner Verschlossenheit und Treue gegen ihren Retter Mignon gleicht, hat etwas ungemein Rührendes. Es weiß auch in Juan zärtliche Fürsorge und selbstlose Güte zu erwecken. Die kleine, schweigsame Asiatin hängt fest an ihrem mohammedanischen Glauben und liebt nur einen Christen: Juan.

Ihre Figur hat wohl manches von dem, was die kleine Allegra in ihm hat erstehen lassen: das Interesse an der Entwicklung eines heranwachsenden Menschenkindes.

Doch jetzt, da Juan von Suwaroff nach Rußland gesandt, beherrscht Katarina alles. In ihr schildert Byron zum ersten Male die kalte Sinnlichkeit, die lüsterne Frau, die ihre Geliebten je nach Laune und Geschmack wechselt und bei der die Liebe keine Rolle spielt, sondern nur die Befriedigung der Sinnlichkeit. Ist ihm auch Katarina, die blauäugige, kluge Herrscherin, die rücksichtslose Genießerin gut gelungen, so ist ihm doch das Milieu ein fremderes. Ihre äußere Erscheinung ist wieder mit kräftigen Worten geschildert. Er gibt ein geschichtlich treues

Porträt von ihr. Ein Weib von männlichem Geist und männlicher Sinnlichkeit, aber viel zu klug, um in Liebesdingen zu befehlen. Ihre Gestalt nennt er wohl zu stark und zu ausladend, zu imposant, wenn sie erzürnt war, doch gute Laune erhellt ihr ganzes Wesen und läßt sie frisch und rosig erscheinen. Sie weiß ihre Anbeter nicht durch Majestät zu entfremden, sondern sie versteht es, sie durch die Selbstliebe an sich zu fesseln. Jeder fühlt sich ausgezeichnet, als eine Art König, und manchmal genügt das allein schon, um zu entzücken.

„. . . . . for love is vanity,
Selfish in its beginning as its end,
Except where 'tis a mere insanity,
A maddening spirit which would strive to blend
Itself with beauty's frail inanity
On which the passion's self seems to depend:
And hence some heathenish philosophers
Make love the main-spring of the universe".

Er preist ihre Freigebigkeit, im Gegensatz zum Geiz von Elisabeth. Die ganze russische Ueppigkeit umgibt diese erfolgreiche Frau auf ihrem Thron. Großzügig in ihrem Handeln ist sie's auch in der Liebe und kargt nicht gegen den Liebhaber, den sie mit reichen Gaben entläßt.

Nun kommen wir mit Juan in die Gesellschaft, die Byron seit sechs Jahren nicht mehr gesehen, der er aber selbst angehört hat. Die Engländerin in ihrer wahren Umgebung taucht damit zum ersten Male in seinen Werken auf. Der Schilderung der einzelnen Frau geht eine breite Untermalung des Milieus voraus. Wir hören zuerst den allgemeinen Eindruck, den alle Altersklassen auf den Fremden machen. Juan, als Junggeselle, wird von den Müttern und Töchtern interessiert beobachtet. Die jungen Damen bewundern ihn und seine eigenartige Kleidung, die Aelteren erkundigen sich nach seinem Ein-

kommen. Die Blaustrümpfe sind nicht vergessen. Es heißt in den Einladungen vorsichtig durch Seide und Federn steuern, um jede Schöne nach ihrem angemessenen Rang zu begrüßen. — Byron gibt köstliche Winke, wie man sich nach einer Erbin umsieht —, oder bequem zu einem guten Souper gelangt. Heiraten stiften ist ein bevorzugtes Gesellschaftsspiel. Byron knüpft seine Bemerkungen über Liebe und Ehe in diesem Klima an:

„Is not all love prohibited whatever,
Excepting marriage? which is love no doubt
After a sort; but somehow people never
With the same thought the two words have.
Love may exist with marriage, and helpéd out
And marriage also may exist without; should ever,
But love sans bans is both a sin and shame,
And ought to go by quite another name. — “

Byron weiß aus Erfahrung, wie einflußreich „the watchful mothers and the careful sisters“ sind. Eine mütterliche Freundin findet er in Lady Pinchbeck, die großen Eifer zeigt, der Jugend, die so leicht fehlt, auf den rechten Weg zu helfen. Das ist sehr menschenfreundlich hier, denn in „old England, when a young bride errs, Poor thing! Eve's was a trifling case to hers“. Er spricht sich auch über das Aeußere der Engländerin im allgemeinen aus. Ein Vorläufer dazu ist die Strophe in „Beppo“

„Tis true, your budding miss is very charming,
But shy and awkward at first coming out,
So much alarmed, that she is quite alarming,
All Giggle, Blush: half Pertness and half Pout:
And glancing at Mamma, for fear there's harm in
What you, she, it or they may be about:
The Nursery still lisps out in all they utter-
Besides, they always smell of bread and butter“.

Im Don Juan lautet sein Urteil wieder etwas anders:

„But this has nought to do with their outsides...
I said that Juan did not think them pretty
At the first blush; for a fair Briton hides
Half her attractions probably from pity —
And rather calmly into the heart glides,
Than storms it as a foe would take a city;
But once there (if you doubt this, prithee try)
She keeps it for you like a true ally“.

Aus dem Rahmen dieser Gesellschaft treten dann drei Vertreterinnen der angelsächsischen Rasse stärker hervor. Lady Adeline Amundeville hat neben ihrem klingenden Namen noch unendlich viel Anziehendes. Sie ist als Repräsentantin der englischen Aristokratie gegeben, und alle Vorzüge dieser Klasse sind auch die ihren. Sie steht ihrem großen Haus als liebenswürdige Gastgeberin vor. Sie unterhält durch ihre dilettantischen Liebhabereien und künstlerischen Talente, die ihre gute Erziehung ausgebildet hat. Ihre Konventionsehe läßt ihr genügend Zeit, sich mit Anderem zu beschäftigen. Sie hat den Ehrgeiz, als gesellschaftlicher „star“ zu glänzen, ist daher strebsam, aber auch eifersüchtig. Als vornehme Frau, die auch sehr vornehm erscheinen will, muß sie etwas blasiert sein, hat noch „a twilight tinge of blue“ an sich und spielt ihre gesellschaftliche Rolle nur zu gut oder zu wirklich. Fehlt ihr das Herz oder die Beweglichkeit? Das wahrhaft Lebendige und Natürliche?

„Our gentle Adeline had one defect —
Her heart was vacant, though a splendid mansion“.

Fehlt ihr die Wärme, die ein Frauenantlitz erst vergoldet oder hat die konventionelle Höflichkeit sie erstickt? Ist unter der kühlen Außenseite noch Glut? Doch Byron nimmt den hochtrabenden Vergleich vom Vulkan selbst zurück und bleibt innerhalb ihrer Lebensphäre, indem er sie am besten

stark gefrorenem Champagner gleichstellt. „A hidden nectar under a cold presence“. Die Langeweile, die um das Herz dieser Frau lagert, die Selbstbetäubung, mit der sie die innere Leere zu ersticken sucht, die Geneigtheit, trotz aller Verstandeskühle und Hochgeborenheit einmal der Liebe zu verfallen, das ist alles scharf beobachtet und glänzend dargestellt. Die Schilderung dieses Frauentyps ist vorzüglich. Er hilft damit dem Mangel, von dem er selbst spricht, ab:

„'T is said — indeed a general complaint —
That no one has succeeded in describing
The „monde“ exactly as they ought to paint“.

Es ist vertrauter Boden auf dem er sich bei der Zeichnung dieser Gesellschaftsklasse bewegt. Seine Frau, Mrs. Spencer Smith, Lady Blessington haben Züge zu dieser Figur hergegeben.

Flüchtiger als sie, aber nicht weniger liebenswürdig ist Lady Fitzfulk, die das graziöse, lustige und leichtere Element in diesem Kreis darstellt. Ihr Gesicht ist ihre Seele, aber damit kann sie behexen.

„A little turn for mischief you might trace
Also thereon, — but that's not much; we find
Few females without some such gentle leaven,
For fear we should suppose us quite in heaven“.

Geistig ist sie völlig uninteressiert, aber geschickt durch ihr Temperament und ihre Laune Andere zu unterhalten. Sie erlebt lieber Bücher, als daß sie sie liest. Der Einfall, daß sie in der Gestalt des geisternden Mönches die ihr interessanten Gäste des Hauses beunruhigt, ist ja allein schon ein köstliches Zeichen ihres Humors. Von Augusta Leigh's krausem Sinn und ihrer Freude am Lachen ist wohl manches auf diese Figur übergegangen.

Den Kreis der Frauen schmückt als Edelstein die entzückende Figur der Aurora Raby. Betrachtet man

dieses vornehme junge Mädchen, das eine der letzten Figuren Byrons ist, so sieht man, wie viel unzerstörbare Reinheit und Kraft das Edle zu lieben immer wieder im Genie ist. Diejenigen, die darauf hinweisen, wie niedrig Byron die Frauen eingeschätzt hat, wie wenig zartfühlend er gegen seine Gemahlin gewesen ist und wie vergnügt er jahrelang mit dem Abschaum der Weiblichkeit in Venedig zusammengelebt, wie illusionslos er im Don Juan über Liebe und Frauen urteilt, die muß man auf diese Gestalt besonders aufmerksam machen, die am Ende seines Schaffens steht.

Die Blume des Occidents, für die Byron Worte schönster und edelster Verherrlichung findet, hat den Reiz eines unerschlossenen Wesens, von dem man nur noch Vollkommeneres erwartet.

„. . . . . there was
Indeed a certain fair and fairy one,
Of the best class, and better than her class, —
Aurora Raby, a young star who shone
O'er life, too sweet an image for such glass,
A lovely being, scarcely form'd or moulded,
A rose with all its sweetest leaves yet folded".

Sie ist Waise, und in ihr liegt die Verfeinerung, die nicht Formsache, sondern Ausdruck körperlicher und seelischer Zartheit ist. So treffend ist die Wiedergabe eines mitleidsvollen Gemütes und einer liebenden Seele.

„In figure, she had something of sublime
In eyes which sadly shone, as seraphs' shine.
All youth but with an aspect beyond time;
Radiant and grave-as pitying man's decline;
Mournful-but mournful of another's crime,
She look'd as if she sat by Eden's door,
And grieved for those who could return no more".

Sie hat die Gabe, mit ihrem Wesen Ehrfurcht und Ver-

ehrung zu erwecken. Ihre strenge katholische Gläubigkeit in dieser Umgebung hält sie der ganzen Weltlichkeit ferne. Sie lächelt selten, wenn aber ihr Gesicht sich erhellt, dann ist es wahrhafte Freude. Ihre ruhige Art umfaßt durch die Tiefe des Gefühls Welten, grundlos und weit, wie der ewige Raum. Man fühlt sich an ein Gemälde von Gainsborough erinnert, auf dem eine Mrs. Linly, schön und ernst, blauäugig und schwarzhaarig, dargestellt ist. Das wäre die Form, der Aurora Raby's Seele angehören könnte. Keinen schöneren Vergleich, keine höhere Wertung konnte Byron für eine Frau Englands aussprechen, als: „Aurora was Shakespearian".

* * *

Nun ist Byron mit 36 Jahren dem Tode verfallen. Sein Leben war mehr eine praktische Auseinandersetzung mit dem „Weiblichen" als eine theoretische. Läßt man im Hinblick auf die Frauen sein Werk an sich vorüberziehen, so kann man sagen, daß die großen Linien seines Schaffens bestimmt worden sind durch die Art, wie er die Frauen geträumt, wie er sie gewünscht und wie er sie erkannt hat.

Die literarischen Einflüsse sind gerade auf seine Frauendarstellung sehr geringe. Selbst in Dichtungen, wo er das ganze Stoffliche aus der Geschichte (Marino Faliero, The Two Foscari) oder aus der Literatur (German's Tale, Werner) übernimmt, betont er ausdrücklich, daß die weiblichen Figuren seine eigenen Schöpfungen sind. Ihm lag für dieses Kapitel das Buch seines Lebens offen.

Wenn man einen starken äußeren Einfluß auf die Gestaltung verspürt, so ist es der Shelley's, und zwar weniger seine stets stark von theoretischen Anschauungen getragenen Werke, als seine ideale, große und freie, prak-

tische Liebe zu der Frau, das Hinwegsetzen über Konvention und das Suchen der Kameradschaft in der Geliebten zu einer Gemeinsamkeit, von der er sich das Höchste für die Menschheit erwartet. —

Byrons stärkstes Verlangen war nicht Liebe, sondern Ruhm. Für sich selbst hat er oft und mit Recht wiederholt: „Man's love is of man's life a thing apart". Doch muß man den Allzustrengen und Gläubigen seiner verachtenden Aeußerungen ein Wort aus seinem letzten Lebensjahr im Don Juan entgegenhalten:

„Think not fair creatures, that I mean to abuse
you all,
I have always liked you better than I state".

Die Tragik, die über seinem Verhältnis zu den Frauen liegt, hat ihn bis zum letzten Atemzug begleitet. Der Mann, der der Abgott vieler Frauenherzen war, der einen solchen Reiz ausübte, daß eine Frau, die ihn nicht kannte, ein Gebet für ihn erdachte, um ihn wieder auf den Weg des wahren Glückes und des guten Lebens zu bringen, der liegt krank und von ungeschickten und ungeübten Händen gepflegt, in dem dürftigen Raum in Missolunghi. Wenig hat, trotz aller Leidenschaft, Byron von dem begütigenden, schenkenden und selbstlosen Wesen der Frauen erfahren dürfen. Unruhe, Qual und Spannung haben sie in sein Leben hineingetragen, eine Zerrissenheit aber, aus der das ewige Schicksal den Künstler erst formen konnte. Eine große Aufgabe und eine große Leistung war der Sinn seines Daseins. Und mit ihm können wir sagen:

„They never fail who die in a great cause".

* * *

Benützte Literatur.

The Works of Lord Byron. A New, Revised and enlarged edition. by Ernest Hartley Coleridge, M. A..
Carl Elze, Lord Byron, 1886.
Emil Köppel, Lord Byron.
Georg Brandes, Shelley und Byron.
Richard Ackermann, Lord Byron.
Miss Mayne, Byron, 1912.
Teresa Guiccioli, Lord Byron, Jugeé par les témoins de sa vie..
Leigh Hunt, Lord Byron and some of his Contemporaries..
Thomas Medwin, Journal of the Conversations of Lord Byron etc..
Heinrich Kraeger, Der Byron'sche Heldentypus.
Thomas Macaulay, Lord Byron.
Ralph Earl of Lovelace, Astarte 1921.

Von Literaturgeschichten besonders:

The Cambridge History of English Literature. (1914)
Histoire de la Litterature Anglaise par H. Taine. (1905).
Geschichte der englischen Litteratur von Richard Wülker (1896)..

Lebenslauf.

Ich Irma Fischer, bin geboren am 21. September 1892 zu Landshut in Niederbayern als Tochter des verstorbenen Oberregierungsrats August Fischer und seiner Frau Therese, gebornen Flurl.

Bin evangelischer Konfession. Ich besuchte nacheinander die Elementarschule in Kronach in Oberfranken und die städtische höhere Töchterschule in Fürth in Bayern. Eine weitere Ausbildung genoß ich in einem Pensionat in der französischen Schweiz, wo ich ein halbes Jahr verbrachte und in England, wo ich einen einjährigen Aufenthalt genoß.

Nach dem Tode meines Bräutigams im Oktober 1918 bereitete ich mich privat auf das Abiturium vor, das ich am Realgymnasium in Nürnberg 1920 absolvierte. Ich wandte mich dann an der Münchener Universität dem Studium moderner Literaturen zu. Meine Lehrer waren:

Herr Geheimrat Muncker, Herr Professor Kutscher,
Herr Geheimrat Schick, Herr Dr. Spindler,
Herr Professor Becher, Herr Geheimrat von Kraus,
Herr Professor Pfänder, Herr Geheimrat Baeumker,
Herr Geheimrat Wölfflin.

Allen diesen Herren, insbesondere Herrn Geheimrat Dr. Joseph Schick bin ich zu größtem Dank verpflichtet.

Druck von Ig. Forstner, Oberviechtach (Obpf.)